LAUSITZER RUNDSCHAU
TÄGLICH. LESEN. INFORMIERT.

SÜDWEST PRESSE

Märkische Oderzeitung

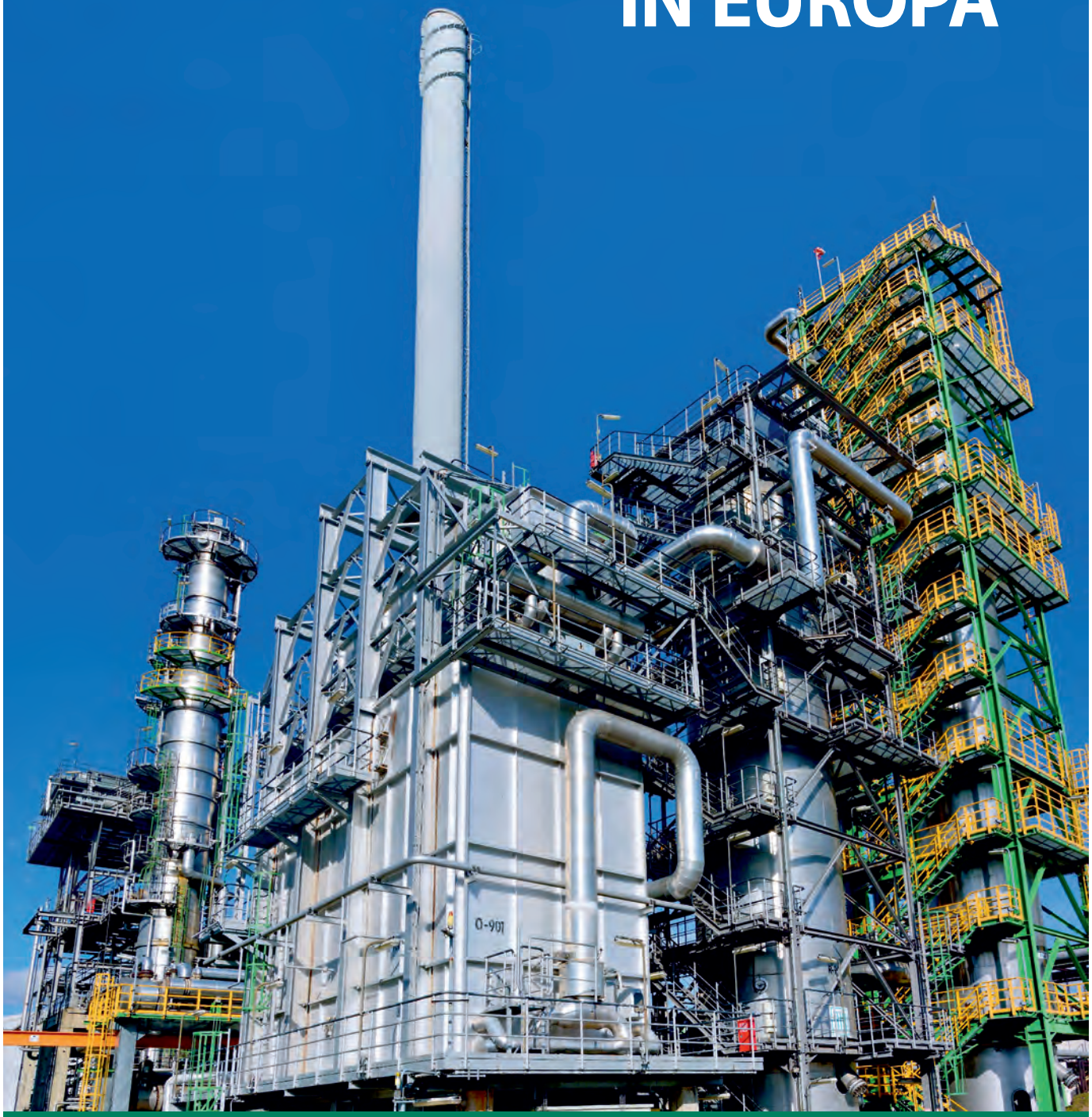
Ostblick

Die Mauer ist weg. Der Graben auch? Drei Zeitungen, ein Projekt – von Volontär*innen, die nach 1989 aufgewachsen sind.

Das Wende-Magazin

PCK

VOM VORZEIGEBETRIEB ZUR SPITZENRAFFINERIE IN EUROPA



www.pck.de

Inhalt

Im September trafen sich Volontär*innen und Redakteur*innen der Märkischen Oderzeitung, Lausitzer Rundschau und Südwest Presse in Zwickau. In der sächsischen Stadt besprach das Team die finalen Details des Magazins. *Foto: Julia Siebrecht*

Vom Osten betrachtet

04 Der Fluchtgrund
Henryk Müller floh in den Westen – und zog zurück in den Osten. Ein Trip durch das ehemalige Sperrgebiet.

08 Liebe im Sperrbezirk
Giesela und Meinhard Schmechel lernten sich in komplizierten Zeiten kennen. Eingezäunt in Rüterberg.

10 Zurück nach Hause
Viele Deutsche verlassen ihre Heimatorte. Für Rückkehrende gibt es Hilfe von Initiativen.

12 Ein Schnipsel Leben
Bis heute suchen Tausende nach Antworten – durch Einsicht in ihre Stasi-Akten.

15 Umfrage zur Wendezeit

16 Die Kämpferinnen
Sie wollten Anerkennung. Über zwei Frauen, die in der DDR ihren Platz suchten.

20 Einer Kleinstadt reicht's
Ein Vater und sein Sohn demonstrierten 1989 – und sie tun es heute wieder.

22 Früher, heute
Die Grenze prägte den Alltag der Menschen in Ost und West. Bilder zeigen, was sich verändert hat.

24 Zusammenwachsen mit Narben
Es gibt eine „Schule der Einheit", doch sie wurde fast geschlossen.

26 „Die Mauer fiel nur für mich"
Das Regime zerschlug die Hoffnung eines jungen Paares. Dann kam die Wende.

Impressum

Verlag & Herausgeber
Neue Pressegesellschaft mbH & Co. KG
Frauenstr. 77, 89073 Ulm
Projektleitung
Magdi Aboul-Kheir, Bodo Baumert, Lisa Mahlke, Matthias Stelzer
Anzeigen *(verantwortlich)*
Stefan Schaumburg
Redaktion
Ulrich Becker, Oliver Haustein-Teßmer, Claus Liesegang
Gestaltung
Franziska Oblinger, Nadine Spreng, Michael Zülzke, Max Meschkowski
Titelgrafik
Beniamino Raiola
Datenschutz
Den Datenschutzbeauftragten erreichen Sie unter: datenschutz@swp.de
Druck
Konradin Druck GmbH
Kohlhammerstraße 1-15
70771 Leinfelden-Echterdingen

November 2019

Editorial

Liebe Leser*innen,
heute ist die Mauer bereits zwei Jahre länger Geschichte, als sie einst traurige Realität war. Genau vor 30 Jahren wurde sie geöffnet, die Teilung zweier deutscher Staaten fand ein friedliches Ende. Menschen fielen sich am 9. November 1989 erstmals nach 28 Jahren wieder in die Arme. Es wurde viel geweint, gelacht und getanzt. Der Traum vom geeinten Deutschland schien Wirklichkeit zu werden.

In manchen Köpfen besteht die Mauer trotz deutsch-deutscher Wiedervereinigung weiterhin. Und auch so gelten heute Menschen in Ost und West vielmals voneinander getrennt. Im vereint geglaubten Land gibt es immer noch eine Ungleichheit bei den Löhnen, und Klischees auf beiden Seiten. Was zusammengehört, ist längst nicht wieder so zusammengewachsen wie erwartet.

Doch wir sind es: 22 Volontär*innen der Märkischen Oderzeitung, Lausitzer Rundschau und Südwest Presse, fast ausschließlich nach der Wende geboren. Als Redakteur*innen von „Ein Land" haben wir in Hitzacker (Niedersachsen) und im östlich gelegenen Zwickau gemeinsam Geschichte aufgearbeitet und an Geschichten geschrieben: miteinander für ein multimediales Wendemagazin, das die vergangenen Jahrzehnte in Augenschein nimmt und Menschen aus heutiger Sicht über Flucht, Heimatverbundenheit und persönliches Leid berichten lässt.

Das Wendemagazin ist von beiden Seiten aus lesbar – es stellt klar: In Ost und West wurde gleichermaßen gestritten, geliebt, auf bessere Zeiten gehofft. Aus unserer Sicht könnten bald schon letzte Mauern in den Köpfen überwunden sein.

Um unseren Teil dazu beizutragen, verwenden wir den Genderstern. Anders als vor 30 Jahren ist die Vielfalt der Geschlechter – nicht nur bestehend aus Männern und Frauen – für uns heute Realität. Auf dass unser Land weiter in Freiheit zusammenwächst: gelebte Einheit. Ein Land.

Annika Funk,
Jana Reimann-Grohs
Volontärinnen
Märkische Oderzeitung

Überall Wald und Wiesen. „Irgendwo hier muss es gewesen sein.“

Der **Fluchtgrund**

Freiheit Kurz vor dem Mauerfall floh Henryk Müller nach Westdeutschland. Die Geschichte eines Mannes, der stundenlang durchs Sperrgebiet irrte, nach Schwaben zog und heute wieder im Osten lebt. *Von Luca Stettner und Moritz Clauß*

Hier irgendwo muss das gewesen sein“, sagt Henryk Müller. Der kleine, kräftige Mann steht auf einer großen Wiese, ringsherum dichter Nadelwald. „Hier irgendwo muss das gewesen sein“, diesen Satz wiederholt der 53-Jährige oft an diesem sonnigen Nachmittag im September. Er sucht am Waldrand und im Gebüsch, fährt mit seinem Geländewagen über schmale Wege, hält mehrfach an, steigt aus. Hier, irgendwo im Grenzgebiet zwischen Thüringen und Bayern, erlebte Müller am 10. Januar 1989 die gefährlichsten Stunden seines Lebens. Doch die Landschaft hat sich in mehr als 30 Jahren stark verändert. Der Jungwald versteckt die Vergangenheit. Und Müller sucht.

Er wächst in der DDR auf, im beschaulichen Rudolstadt in Thüringen. Mit seinen Freunden baut Henryk Baumhäuser, seine Eltern lassen ihm alle Freiheiten. „Ich hatte eine herrliche Kindheit“, sagt er heute. Auch seine Jugend sei „eigentlich schön“ gewesen. Doch mit der Zeit reibt Henryk sich am DDR-System, sein FDJ-Hemd trägt er nur widerwillig. Stolz ist der junge Mann auf seine Jeans, die ihm Brieffreund*innen der Familie aus Süddeutschland schicken. Nach dem Realschulabschluss macht er eine Ausbildung als Bauverarbeiter – und fühlt sich zunehmend eingeengt vom Staat.

„Wenn du etwas nicht darfst, beißt du dich daran fest“, erklärt er. Henryk will mehr dürfen, nicht nur in Ungarn und in der Tschechoslowakei Urlaub machen. 1986 und 1987, mit Anfang 20, stellt er mehrere Ausreiseanträge. Alle werden abgelehnt. Aus Verzweiflung betritt er zusammen mit seinem Schwager Jens die Botschaft der BRD in Ost-Berlin. Sie betteln darum, ausreisen zu können. Die Botschaftsmitarbeiter schicken die jungen Männer nach draußen, wo die Polizei bereits wartet und sie vorläufig festnimmt. Henryk erkennt: „Das bringt alles nichts.“

Leichtsinnig entschieden

Mit seinem Schwager ärgert er sich „über das Scheiß-Regime“, über die staatliche Bevormundung. Sie stacheln sich gegenseitig an, wollen nicht mehr in der DDR leben. Lange Zeit reden die beiden nur. Dann muss Henryk zur Musterung. Er befürchtet, im Gefängnis zu landen, wenn er den Wehrdienst verweigert, und beschließt zu fliehen.

Das sei schon leichtsinnig gewesen, sagt Müller heute. „Aber ich hatte nichts zu verlieren.“ Der 53-Jährige spaziert von der Wiese, geht vorbei an mehreren Hochsitzen, hinein in den Wald. „Das war damals alles freigeschnitten, da konnte man richtig weit sehen“, erzählt er. Jetzt sieht man nur Bäume und eine kaputte grüne Gießkanne aus Plastik, die verlassen auf dem Waldboden steht.

Die beiden DDR-Bürger schmieden Fluchtpläne. Erst überlegen sie, sich in einem Hackschnitzel-Transporter zu verstecken, der nach Österreich fährt. Aber das scheint ihnen zu riskant: An der Grenze könnten sie von den Stäben getroffen werden, mit denen die Kontrolleure die Ladung abtasten. Die zwei verwerfen die Idee und entwickeln eine neue. Mit so wenig Material wie möglich wollen sie über den Grenzzaun gelangen. Zwei Stricke und einen Bolzenschneider, mehr wollen sie nicht mitnehmen.

Ihre Flucht proben die Männer heimlich in einer Scheune, klettern über Wochen immer und immer wieder die Stricke hinauf. Müllers Schwester und

FOTOS: MORITZ CLAUSS

seine Mutter sind in die Pläne eingeweiht. Die Mutter versucht, ihm die Flucht auszureden. Vergeblich.

Gemeinsam mit seinem Schwager bricht Henryk am 10. Januar 1989 früh morgens auf. Sie schlüpfen in Armeeuniformen, die Jens besorgt hat, und fahren in die Grenzstadt Sonneberg. Ihren Trabi stellen die beiden gegen vier Uhr vor der örtlichen Kaserne ab. Dann verlassen sie zu Fuß die Stadt und betreten das Sperrgebiet vor der Grenze. Es ist neblig und kalt, auf der Suche nach dem ersten Grenzzaun irren sie stundenlang durch den Wald – voller Angst, entdeckt zu werden. Er habe unglaubliche Bauchschmerzen gehabt, erzählt Müller: „Als müsste ich jeden Moment kotzen."

Im Gebüsch versteckt

September 2019. Wieder sucht Henryk Müller den Zaun. Nur trägt er diesmal keine Uniform, sondern kurze Hosen und Sonnenbrille. Statt der ehemaligen Grenze findet er wilde Brombeersträucher. Der 53-Jährige pflückt die Beeren einzeln, sammelt sie in der rechten Hand, isst eine nach der anderen unter blauem Himmel. „Schöne Ecke", sagt er. Und: „Das muss hier irgendwo gewesen sein."

Gegen elf Uhr erreichen die jungen Männer auf ihrer Flucht den ersten Signalzaun. Sie verstecken sich hinter Büschen, überlegen, wie sie nun vorgehen sollen. Schnell ist klar: Mit den Stricken kommen sie nicht über den Zaun. Der 22-jährige Henryk fürchtet sich, er will umkehren. Doch Jens überzeugt ihn, zu bleiben. Dann haben sie eine neue Idee.

„Ich hatte große Angst, dass jemand auf mich schießt."

Mit dem Bolzenschneider lösen die Männer eine etwa sechs Meter hohe Holzleiter von »

einem nahegelegenen Hochsitz, die sie zum Zaun schleppen. „Die war sauschwer“, erinnert sich Müller. Mit aller Kraft stellen sie die Leiter senkrecht auf und lassen sie in den Zaun fallen. Sie sind sich sicher, dass sie damit einen Alarm ausgelöst haben. Schnell klettern Henryk und Jens die Leiter nach oben und lassen sich auf der anderen Seite auf den Boden hinab. „Ich hatte große Angst, dass jemand auf mich schießt“, sagt Müller heute.

Henryk und Jens erreichen eine Hügelkuppe, spurten übers freie Feld. Dann kommen die Flüchtigen an eine Panzerstraße. Unten in der Senke liegt der Grenzort Heinersdorf, dort sind Grenztruppen stationiert. Die jungen Männer beobachten, wie Soldaten in mehrere Lkw steigen und ausrücken. Henryk und Jens verstecken sich in einer Kuhle, warten leise ab, was passiert. Der Grenztrupp fährt auf die beiden zu – und an ihnen vorbei. „Wenn die uns gesehen hätten, wäre für uns Schicht im Schacht gewesen.“

In Heinersdorf steht bis heute ein Stück Mauer. Auch die Panzerstraße gibt es noch. Henryk Müller fährt sie mit dem Geländewagen entlang, es geht steil bergauf. Oben auf dem Hügel endet der Belag, mit Allradantrieb fährt Müller auf dem von Löchern durchzogenen Waldweg weiter, sein Schlüsselbund klappert rhythmisch gegen das Armaturenbrett. Müller sagt: „Das hätte ich auch nicht gedacht, dass ich hier mal mit dem Auto fahre.“

Gedenken am Ortsrand

Heinersdorf liegt in Thüringen, direkt an der Grenze zu Bayern. Während der Teilung Deutschlands lag das Dorf im 500 Meter breiten „Schutzstreifen“, der besonders gut gesichert war. Teile der Mauer sind dort bis heute erhalten. Seit 1995 erinnert eine Gedenkstätte am Ortsrand an die deutsche Teilung.

Henryk Müller auf der Suche nach der Stelle, an der früher der Grenzzaun stand.

Die jungen Männer verharren noch für kurze Zeit in ihrem Versteck, dann rennen sie weiter. Zwei kleinere Zäune trennen sie von der Freiheit. Diesmal brauchen sie keine Leiter, sondern können einfach über die Zäune klettern. „Da waren die blau-weißen Pfähle zu sehen“, erinnert sich Müller. Die Grenzmarkierungen der Bundesrepublik. Gleich dahinter: ein Polizeiauto. „Die standen da, als hätten wir sie bestellt“, sagt der 53-Jährige über die Polizisten. Schnell steigen die Geflüchteten ins Auto, die Polizisten bringen sie in Sicherheit. „Wir hatten richtig Schwein.“

Es geht nach Ludwigsstadt, in die Bahnhofsmission. Henryk und Jens übernachten dort, erhalten neue Kleidung. Am nächsten Tag erzählen sie ihre Fluchtgeschichte auf dem Polizeirevier. Auch die lokale Presse kommt – für einen Zeitungsartikel erhalten sie 20 Mark. „Das war mein erstes Westgeld“, erzählt Müller und lacht. Die beiden kommen bei Jens’ Onkel in Gifhorn unter. Sechs Tage nach der Flucht fängt Henryk an zu arbeiten – auf dem Bau.

Ludwigsstadt/Welitsch (am). Einmal mehr ist es DDR-Bürgern gelungen, die Grenzsperranlagen ihres Staates zu überwinden und ohne weitere Zwischenfälle in die Bundesrepublik zu flüchten. Am späten Dienstag nachmittag überkletterten ein 22jähriger Maurer und sein 28jähriger Arbeitskollege drei Grenzzäune und landeten wohlbehalten in der Nähe von Welitsch. Kaum acht Wochen ist es her, daß drei jungen Männern die Flucht in den Landkreis Kronach geglückt war, darunter ein Beamter der DDR-Volkspolizei.

Zwei jungen Männern ist am späten Dienstag nachmittag in der Nähe von Welitsch die Flucht aus der DDR gelungen. Die beiden, ein 22- und ein 28jähriger Maurer (rechts), überwanden ohne Zwischenfälle die Grenzsperranlagen der DDR und landeten wohlbehalten im Westen.
Foto: F.T./Alexander Müller

Über die Flucht von Henryk (li.) und Jens berichtete auch der Fränkische Tag. *Quelle: Alexander Müller*

Überall Werbung und moderne Autos – im Westen findet er alles „schicker und angenehmer“. Nur das niedersächsische Flachland ödet ihn an. Henryk erinnert sich an die Brieffreundschaft seiner Angehörigen, telefoniert mit der Familie Stettner im schwäbischen Gschwend. Kurz darauf fährt er nach Baden-Württemberg.

Umzug nach Schwaben

Die Stettners freuen sich über seinen Besuch, mit Sohn Matthias freundet er sich schnell an. Die Wälder, Hügel und Wiesen auf der schwäbischen Ostalb gefallen dem Geflüchteten gut. „Kann ich hier nicht irgendwo unterkommen?“, fragt Henryk nach einiger Zeit. Er kann, die Stettners haben ein Zimmer frei. Im Schwabenland arbeitet er erst als Maurer, später als Lkw-Fahrer. Henryk fühlt sich heimisch, als freier Mensch mit gleichen Rechten. „Nur schwäbisch schwätza hen i nie glernt“, sagt er und lacht.

Zehn Monate nach Henryks Flucht fällt die Mauer. Er ist überwältigt, freut sich, dass er seine Familie wiedersehen kann. Doch er sagt auch: „Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich natürlich nie mein Leben riskiert.“ Im Frühjahr 1990 besucht der junge Mann seine Familie. 1993 lernt er bei einem Heimatbesuch seine spätere Frau kennen, kurz darauf zieht er zurück nach Thüringen.

Die Schauplätze seiner Flucht besucht Henryk Müller nur selten, seine Geschichte will er nicht an die große Glocke hängen. „Das ist doch eine alte Kamelle“, meint er. Er sucht noch ein bisschen nach Anzeichen des ehemaligen Grenzverlaufs, verfährt sich mit dem Geländewagen im Wald. Irgendwo hier muss es gewesen sein. Irgendwo hier. Am späten Nachmittag fährt Henryk Müller nach Hause. Den Zaun – oder was davon übrig ist – hat er nicht gefunden. „An eine Grenze erinnert hier nichts“, sagt er. Da ist nur ein schönes Fleckchen Natur. ■

QUELLE: 20 DM – DEUTSCHE BUNDESBANK, FRANKFURT AM MAIN

ERKNER GRUPPE

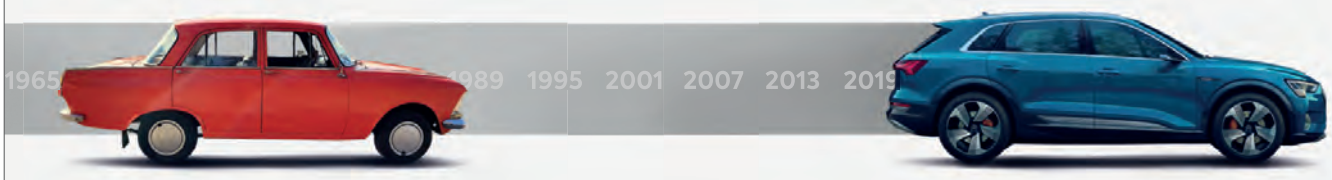
Nutzfahrzeuge

ŠKODA

FAMILIE · VERTRAUEN · TRADITION
101 JAHRE
ERKNER GRUPPE

Seit über 100 Jahren
Vertrauen, Leidenschaft, Motivation

Die Erkner Gruppe zählt in Brandenburg zu den größten Automobilhändlern der Marken VW, VW Nutzfahrzeuge, Audi und Škoda. An den Standorten Hennigsdorf, Strausberg, Rüdersdorf und Fürstenwalde werden täglich weit über 500 Kunden betreut. Als eine große Familie überzeugt die Erkner Gruppe mit Leidenschaft, Vertrauen und Motivation seit über 100 Jahren ihre Kunden und Mitarbeiter gleichermaßen.



30 Jubiläumsangebote
unter www.erkner-gruppe.de

z.B. der neue ŠKODA CITIGO^e iV
Elektromotor 1-Gang-Automatik
61 kW (83 PS)

Stromverbrauch in kWh/100 km, kombiniert: 12,9; CO_2-Emissionen in g/km, kombiniert: 0 (gemäß VO (EG) Nr. 715/2007). Effizienzklasse: A+[2]

Sonderzahlung (inkl. Überführung) **100% Rückerstattung als Umweltbonus[3]**	2.000,00 €
Nettodarlehensbetrag (Anschaffungspreis)	17.252,21 €
Sollzinssatz (gebunden) p.a.	0,22 %
Effektiver Jahreszins	0,22 %
Jährliche Fahrleistung	10.000 km
Vertragslaufzeit	36 Monate
Gesamtbetrag	7.364,00 €
36 monatliche Raten à	**149,00 €[1]**

[1] Ein Angebot der ŠKODA Leasing GmbH, Zweigniederlassung der Volkswagen Leasing GmbH, Gifhorner Straße 57, 38112 Braunschweig, für die wir als ungebundener Vermittler, gemeinsam mit dem Kunden, die für den Abschluss des Leasingvertrags nötigen Vertragsunterlagen zusammenstellen. Bonität vorausgesetzt. Alle Werte inkl. gesetzlicher Mehrwertsteuer. Nach Vertragsabschluss steht Verbrauchern ein gesetzliches Widerrufsrecht zu. Abbildung zeigt Sonderausstattungen gegen Mehrpreis. Änderungen und Irrtümer vorbehalten.
[2] Ermittelt im neuen WLTP-Messverfahren, umgerechnet in NEFZ-Werte zwecks Pflichtangabe nach Pkw-EnVKV. Nähere Informationen erhalten Sie bei uns oder unter skoda.de/wltp
[3] 1.680,67 € netto (2.000,– € brutto) Umweltbonus der BaFa. Mehr Infos zur Beantragung des Umweltbonus unter: www.bafa.de

Ab sofort bei uns Probe fahren
und die Moderne erleben

DER NEUE VW T6.1

Top-Arbeitgeber
der Region

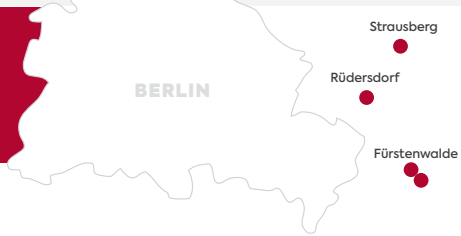
Ob Werkstatt oder Büro, bewirb dich und werde Teil der Familie.

Durchwahl: 0152 / 225 615 38
karriere@erkner-gruppe.de

www.erkner-gruppe.de/karriere

Jan Schönebeck
seit fast 30 Jahren
im Unternehmen

500	230	5	4
Kundentermine täglich	Mitarbeiter	Standorte	Marken



Seit Generationen in der Region verwurzelt.

Siegfried Erkner & Sohn GmbH

Ernst-Thälmann-Straße 2a
15562 Rüdersdorf, 033638/39-0

Langewahler Straße 59c
15517 Fürstenwalde, 03361/73322-0

www.erkner-gruppe.de

Sven Erkner GmbH

Ernst-Thälmann-Str. 2a
15562 Rüdersdorf, 033638/39-0

Prötzeler Chaussee 13
15344 Strausberg, 03341/4939-0

Fabrikstraße 8
16761 Hennigsdorf, 03302/206570

Automobilzentrum Fürstenwalde Nord GmbH

Otto-Lilienthal-Straße 1
15517 Fürstenwalde, 03361/36666

Geschäftssitz
Siegfried Erkner & Sohn GmbH
Ernst-Thälmann-Straße 2a
15562 Rüdersdorf

ERKNER GRUPPE

Lange Liebe: Gisela und Meinhard Schmechel in ihrem Garten in Rüterberg und am ehemaligen Grenzzaun an der Elbe.
Fotos: Thomas Sabin

Liebe im **Sperrbezirk**

Grenzerfahrung Eingezäunt in Rüterberg, lernen sich Gisela und Meinhard Schmechel kennen und in komplizierten Zeiten lieben.
Von Thomas Sabin

Ein Herz aus Tusche ziert seinen Unterarm. Ein G und ein S sind darin verewigt. „Das G steht für Gisela“, sagt Meinhard Schmechel und verzieht den Mund zur kessen Schnute. „I love you“, steht darunter gekritzelt. Seine Frau – Gisela – lässt ihren Blick zu ihm rüber wandern. „Das war vor meiner Zeit“, sagt sie. Beide kichern.

In ihrem blumigen Garten sitzen die Schmechels gemütlich in ihren Klappstühlen. Ein Sonnenschirm spendet Schatten. Sie erzählen von ihrer gemeinsamen Geschichte, die vor 50 Jahren in Rüterberg, einem besonderen Ort in der DDR, begann.

Hier war das Leben komplizierter. Ein Zaun trennte die Rüterberger*innen vom Westen und auch vom Osten. Ein Zaun, der zwischen Familien und Liebenden stand. Das Paar erzählt von diesem Zaun und Passierscheinen, vom Prager Frühling und ungewollten Trennungen.

Rüterberg, 1964: Grenzzäune umrahmen die Halbinsel, die im Südwesten Mecklenburg-Vorpommerns in die Elbe drängt. In einem langen Bogen schiebt sich der Fluss am Dorf vorbei. Die Angst vor der Flucht der eigenen Bürger*innen zeigt sich mit Grenztürmen und Maschendraht. Über zehn Millionen DDR-Mark werden für den Bau der Grenzanlagen ausgegeben. Hier lebt Gisela Siefert. Hier im Sperrgebiet begegnet sie ihrem zukünftigen Mann.

Sie, Verkäuferin im Dorfkonsum, lebt hier seit ihrer Geburt. „Ich kenne den Ort noch ohne Grenzzäune“, sagt die 69-Jährige. Ihr Mann Meinhard kommt als Grenzsoldat aus Züssow bei Oldenburg nach Dömitz, dem Nachbarort von Rüterberg, wo sein Bataillon stationiert ist.

Im Konsum tauschen die beiden erste Blicke aus. Er erinnert sich: „Das kann man gar nicht so schön erzählen“, sagt der 72-Jährige mit den Händen auf dem Bauch. Vögel zwitschern im Hintergrund. „Ihr Cousin ist damals umgezogen. Wir Soldaten haben geholfen. Im Konsum hat er dann ein Bier ausgegeben. Sie war gerade einkaufen. Eines Tages habe ich sie angesprochen. Habe gefragt, ob sie mir Zigaretten mitbringt. Später kam sie damit zur Kompanie. So fing alles an.“

Viele Briefe geschrieben

Der Keim der Liebe ist gesät und wächst, wenn auch langsam. Auch weil es die Zeit nicht schneller zulässt. Denn Gisela ist nur selten im Ort und Meinhard oft bei der Kompanie. „Ich habe in Ribnitz-Damgarten in Mecklenburg-Vorpommern meine Lehre gemacht. Den Kontakt zu halten, war schwierig“, erklärt sie. „Wir haben uns viele Briefe geschrieben“, sagt er.

Zwar war Rüterberg ihre Heimat, aber durch den Sperrgebietsstatus „durfte ich das nur als Nebenwohnsitz nehmen. Also musste ich für einen Besuch in meiner Heimat einen Passierschein beantragen. Das war schon sehr kriminell hier damals“, sagt sie.

Die DDR ist für die Dorfgemeinschaft nur noch mit Passierscheinen erreichbar – einzigartig an der innerdeutschen Grenze. Familien sind sich zum Teil so nah und doch so fern.

Das hält die beiden jedoch nicht davon ab, sich am 18. Mai 1968 das Ja-Wort zu geben. Ein Jahr zuvor kehrt Gisela von der Lehre zurück. Eine Ausgangskarte ermöglicht es Meinhard, nun jederzeit aus Dömitz nach Rüterberg zu kommen. Die Beziehung wird enger, aber neue Probleme tauchen auf.

Eigentlich wollen sie am 11. Mai heiraten. „Doch unsere Tochter war im Anmarsch“, sagt Meinhard. „Gisela hat gerackert und die ganzen Vorbereitungen getroffen. Doch wie das Leben so spielt, hat unser Kind nicht gewartet.“ Vier Tage früher kommt Manuela, ihre erste Tochter, zur Welt. Die Hochzeit fällt ins Wasser. „Wir mussten alles abblasen. Die Trauung mussten wir auf den 18. Mai verschieben.“

Und das ist ein Problem. Meinhards Eltern leben nicht im

Sperrgebiet. Um bei der Hochzeit dabei zu sein, müssen sie Passierscheine beantragen, mindestens sechs Wochen im Voraus. Und das tun sie für den 11. Mai. Die Scheine aufgrund der speziellen Umstände nun aber auf den 18. Mai umschreiben zu lassen: „Keine Chance“, erinnert sich Meinhard.

Hochzeitsfotos verboten

Das Paar heiratet standesamtlich ohne Familie. Die kirchliche Trauung im Kreise der gesamten Familie findet nicht statt. Auch auf das Hochzeitfoto muss das Paar verzichten. Fotos sind im Grenzgebiet streng verboten. Viel zu gefährlich. „Es hätte sofort der Verdacht bestanden, dass man den Grenzzaun fotografieren will.“

Am 22. August wollen sie es erneut versuchen, dieses Mal in Züssow, zuhause bei Meinhards Familie. Aber die Zeit macht dem Paar erneut einen Strich durch die Rechnung. „Gerade als ich zur Kirche wollte, bekam ich einen Stellungsbefehl. Ich sollte sofort zurück zur Truppe nach Dömitz“, sagt Meinhard. Doch er bleibt noch bis zum nächsten Morgen. Dieses Mal gibt es auch das begehrte Hochzeitsfoto.

> „Gerade als ich zur Kirche wollte, bekam ich einen Stellungsbefehl.“
>
> **Meinhard Schmechel**

Heute lacht er darüber. Damals rücken die Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei ein. Es ist der Gipfel des Prager Frühlings. Und das am Tag der Hochzeit. „Das haben wir uns aber dieses Mal nicht nehmen lassen“, sagt er. An der Grenze zum Westen muss er fortan über Wochen bleiben. Ausflüge nach Hause sind nicht gestattet. Auch nicht am Tag, an dem seine Tochter getauft wird. Tag und Nacht liegen die Soldaten in Dömitz mit der Maschinenpistole im Anschlag am Pfosten.

Gisela darf ihren Mann nicht besuchen. Am Grenztor ist Schluss. Mit dem Fahrrad fährt sie immer wieder zum massiven Zaun, um ihren Mann zu sehen. Die Blicke der beiden: gestört durch ein Mosaik aus Stahl. Sich berühren? „Unmöglich.“ Ein Kuss? „Keine Chance“, sagt er. Stets im Kopf der beiden: „Angst. Wir wussten nicht, was passieren wird“, sagt sie und wischt ein paar Krümel vom Gartentisch.

Doch das Band zwischen den beiden ist 1969 schon fest und es bis heute geblieben. Der Grenzsoldat Meinhard Schmechel hätte nie gedacht, dass er in Rüterberg bleiben würde. Doch er verliebt sich. Rüterberg, das Sperrgebiet, wird auch seine Heimat.

Auf dem Trinknapf im Garten des Paares landen zwei Vögel und ziehen die Aufmerksamkeit der beiden auf sich. „Schön, guck mal Gisela“, sagt er und streift über ihren Arm. „Da sind sie ja wieder“, entgegnet sie aufgeregt. „Im Nachhinein“, sagt Meinhard Schmechel nach kurzer Pause, „muss ich sagen, war es die richtige Entscheidung. Die für die Liebe.“

@ Mehr zu den Schmechels und ein Video aus Rüterberg unter **www.einland.net/liebe**

Das Gleis 1 am Finsterwalder Bahnhof.

FOTO: STEPHAN MEYER

Zurück **nach Hause**

Unterstützung Viele Deutsche verlassen ihre Heimatorte. Um die Rückkehrenden kümmern sich Initiativen. *Von Stephan Meyer*

Nur eine Handvoll Menschen stehen am Gleis 1 des Finsterwalder Bahnhofs. Es ist 16 Uhr. In knapp 20 Minuten trifft der Zug aus Leipzig ein. Stephanie Auras-Lehmann wartet auf ihren Besuch: Karin Gottfried aus dem nordrhein-westfälischen Hochsauerlandkreis. Was die Frauen verbindet: Sie beide leiten Rückkehrerinitiativen, die miteinander im Erfahrungsaustausch stehen.

Sowohl Finsterwalde als auch der Hochsauerlandkreis sind ländlich geprägt und kämpfen mit sinkenden Bevölkerungszahlen. Junge Menschen kehren ihrer Heimat den Rücken, für Ausbildung, Studium, Job.

Auras-Lehmann macht zu Beginn der 2000er Jahre eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau in Finsterwalde. Danach zieht es sie fort, sie geht für ein Studium nach Hessen. „Als Reiseverkehrskauffrau wollte ich einfach mal die Welt sehen“, sagt sie. Nach dem Studium arbeitet sie in Berlin, Leipzig und in New York. Gerne wäre sie in den USA geblieben. Doch die Liebe lockt sie zurück nach Hause. Marco, ihr heutiger Ehemann, überzeugt sie 2009, mit ihm nach Finsterwalde zu ziehen.

Keinen Anschluss gefunden

Laut Zahlen des Statistischen Bundesamtes zogen von 1989 bis 1990 rund 750 000 Menschen aus dem Osten weg. Vor allem junge, qualifizierte Männer und Frauen zwischen 18 und 30 Jahren. Dadurch ging auch die Geburtenrate zurück. 1994 erreichten sie mit 0,77 einen historischen Tiefstand.

Finsterwalde hatte 1989 noch 23 892 Einwohner*innen. Heute sind es 16 220. Fast alle ostdeutschen Landkreise haben seit 1991 massiv Einwohner*innen verloren. Damit einhergeht der Verlust von Steuereinnahmen. In manchen Orten mussten Schulen, Krankenhäuser, Sport- und Freizeitanlagen schließen.

Die 37-jährige Stephanie Auras-Lehmann ist in Finsterwalde als PR- und Social-Media-Managerin tätig, nebenbei betreut sie die Rückkehrerinitiative „Comeback Elbe-Elster“. Die Rückkehrenden, die sie begleitet, sind meist zwischen 30 und 40 Jahre alt und kommen häufig aus Bayern. „Oft höre ich von ihnen, sie hätten dort keinen Anschluss, keine Freunde gefunden“, sagt sie. Das sei für viele der Hauptgrund zurückzukehren. Auch eine Familiengründung oder ein Hausbau sind Anlässe für einen Umzug in die alte Heimat.

Anfangs erhielt die Initiative nur selten Anfragen. Inzwischen sind es um die zehn pro Monat. „Comeback Elbe-Elster“ hilft bei der Vermittlung von Jobs und Wohnungen. Finanziell unterstützt wird sie von der Robert-Bosch-Stiftung.

Dem Statistischen Bundesamt zufolge wird die Bevölkerungszahl in den ostdeutschen Flächenländern weiter abnehmen; bis zum Jahr 2030 voraussichtlich um 14 Prozent. Doch in den vergangenen Jahren sind die Abwanderungen deutlich zurückgegangen.

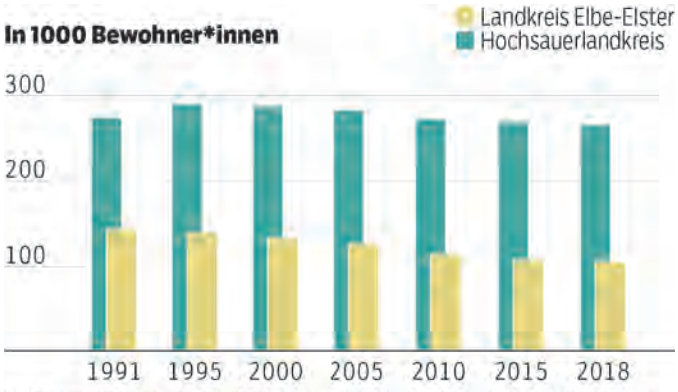
Einige Regionen in Ostdeutschland konnten sogar wieder Zuwachs verzeichnen. Mittlerweile gehen mehr Menschen aus dem Westen in den Osten als umgekehrt. Junge Leute hätten in Finsterwalde inzwischen mehr Perspektiven und weniger Gründe wegzuziehen, sagt Auras-Lehmann. Doch es sind vor allem die Groß- und Universitätsstädte, die attraktiver geworden sind.

Auch im Westen ein Problem

Inzwischen ist der Zug aus Leipzig in Finsterwalde eingetroffen. Karin Gottfried kommt mit einem kleinen Trolley aus dem Bahnhofsgebäude. Auch sie ist eine Rückkehrerin, die eine Rückkehrerinitiative betreut.

Während der Osten seit Jahren mit einem Bevölkerungsrückgang zu kämpfen hat, ist dieser im ländlichen Raum Westdeutschlands noch ein junges Phänomen. 1990 wohnten im Hochsauerlandkreis 268 627 Menschen. Heute sind es 260 475 – bei einer Fläche von 1960 Qua-

Bevölkerungsentwicklung



SWP GRAFIK QUELLE: AMT FÜR STATISTIK BERLIN BRANDENBURG/LANDESDATENBANK NRW

dratkilometern. Die Bevölkerungsverluste im Hochsauerlandkreis scheinen gering. Um einem Rückgang entgegenzuwirken, wurde 2016 trotzdem die Rückkehrerinitiative „Heimvorteil Hochsauerlandkreis“ gegründet. Wirtschaftlich geht es der Region gut. Viele kleine und mittelständische Unternehmen sind dort ansässig. Noch haben die Firmen unter keinem großen Fachkräftemangel zu leiden. Doch auch dort verlassen die jungen Menschen den ländlichen Raum zum Studieren – und kommen selten zurück.

FOTO: STEPHAN MEYER

Stephanie Auras-Lehmann (l.) und Karin Gottfried bei ihrem Treffen in Finsterwalde. Beide leiten Rückkehrerinitiativen.

Menschen ziehen in Unistädte

„Oft zieht es sie nach Köln, Münster oder Paderborn“, sagt Karin Gottfried. „Der Landkreis ist eingebettet in Unistädte. Wir haben eine Fachhochschule im Landkreis, die deckt aber nicht alle Bedürfnisse ab.“ Zwar gebe es genügend Ausbildungsplätze, jedoch nur für technische Berufe.

Gottfried selbst kommt aus Velmede, ein etwa 3500 Einwohner*innen zählender Ortsteil im Hochsauerlandkreis. Für ein Studium hat auch sie ihre Heimat verlassen. Sie ging nach Münster. Nach Stationen in Hamburg und Hannover kehrte sie 2016 zurück. Anlass war der Nachwuchs: „Das Landleben ist für mich einfach attraktiver, um Kinder großzuziehen.“ An die frisch gegründete Rückkehrerinitiative „Heimvorteil Hochsauerlandkreis“ schickt die Pressereferentin einen Steckbrief, der an Firmen im Landkreis weitergereicht wird. Doch es kommt anders. Nachdem die einstige Projektleiterin die Rückkehrerinitiative verlässt, nimmt Gottfried das Angebot wahr, selbst dem Projekt vorzustehen. „Heimvorteil Hochsauerlandkreis“ unterstützt Rückkehrende über sein Karrierenetzwerk und veranstaltet regelmäßige Stammtische. Das Projekt wird im Rahmen des Modellvorhabens „Land(auf)schwung“ durch Mittel des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft gefördert.

In Finsterwalde tauschen sich nun die Leiterinnen der Rückkehrerinitiativen aus Ost und West aus. Kennengelernt haben sie sich über Facebook, wo Auras-Lehmann auf das Projekt im Hochsauerland aufmerksam geworden ist. Nun wollen sie von den Erfahrungen des jeweils anderen profitieren. Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede es gibt und was man voneinander lernen kann. Im Frühling kommenden Jahres steht der Gegenbesuch an. Stephanie Auras-Lehmann reist dann in den Hochsauerlandkreis zu Karin Gottfried.

Ein Mutmacher zum Fest

Mauerfall, ein Land im Umbruch. Unsicherheit regiert. Doch es gibt Menschen, die mutige Entscheidungen treffen, die anpacken und am Chemiestandort Schwarzheide eine Erfolgsgeschichte schreiben, die bis heute andauert. „NEUANFANG“ - ein hochaktueller Lesestoff und eine Geschenkidee für anstehende Feste.

Bestellen Sie das Buch jetzt zum Vorzugspreis von 10 Euro per E-Mail bei
steffi.kossack@basf.com

BASF
We create chemistry

Als junger Friedensaktivist in Ost-Berlin gerät Friedhelm Martens in den Fokus der Stasi (links). Heute lebt der 58-Jährige in Schleswig-Holstein (unten).

PAPIER © CHURSINA VIK/SHUTTERSTOCK.COM — FOTOS: PRIVAT/THOMAS SABIN

Ein Schnipsel Leben

Aufarbeitung 30 Jahre nach dem Ende der SED-Diktatur suchen immer noch tausende Menschen nach Antworten durch Einsicht in ihre Stasi-Akte. Friedhelm Martens ist einer von ihnen.
Von Thomas Sabin und Jana Zahner

Die meisten Zettel, die Friedhelm Martens seit der Wende zu Gesicht bekommen hat, sind total belanglos. „Man wundert sich, was die alles aufgeschrieben haben“, sagt der 58-Jährige mit lichtem grauen Haar. Über manche Notizen der Staatssicherheit kann er lachen: Wo er einkaufte, mit wem er sprach. Andere Schriftstücke lassen ihm bis heute keine Ruhe. Die letzte Einsicht liegt zwei Jahre zurück.

Martens ist ein Kind der DDR. Heute lebt der Familienvater in Bünsdorf, nördlich von Hamburg. Rund 400 Menschen leben hier in rotbraunen Häusern. Wildrosen streben über die Gartenzäune. „Eine tolle Gemeinschaft“, sagt Martens in seinem Wohnzimmer. Sein Beruf als Prediger hat ihn hierher verschlagen. Durch seinen klaren Blick drängen Erinnerungen. „Mich hat immer interessiert, wie menschenverachtend die Stasi gearbeitet hat. Wie dieses System funktionierte.“ Aufklärung ist ihm wichtig; er berichtet als Zeitzeuge an Schulen. „Ich finde, es wird viel zu wenig über diese Zeit gesprochen.“

Martens will wissen, was das Regime mit ihm gemacht hat. Seit der Wiedervereinigung beantragt er regelmäßig Einblick in seine Stasi-Akten. Anfangs wurde nichts gefunden, dann einzelne Dokumente. Zettel für Zettel setzt er seit 30 Jahren sein Leben zusammen. Aber jeder Satz wirft neue Fragen auf.

Geboren wurde Martens am 13. November 1960 in Ost-Berlin. Sein Vater war leitender evangelischer Pastor in der DDR, seine Mutter Krankenschwester. Beide standen dem System kritisch gegenüber. „Wir sind von meinen Eltern so erzogen worden, dass wir einen geraden Gang gehen. Wir sollten uns nicht anpassen, um irgendwelche Vorteile zu bekommen. Wir sollten uns selbst im Spiegel angucken können.“

Verhaftet und verhört

Die evangelische Kirche in der DDR war die einzige große Organisation, die nicht vom Staat organisiert wurde. Sie bot einen Raum für Andersdenkende – was sie in den Fokus der Stasi rückte. Martens Vater wurde als Querulant eingestuft. Mehrfach bot man ihm an, er dürfe ausreisen. „Irgendwann wollten sie ihn nur noch loswerden. Er war auch aufgrund seiner Funktion sehr unbequem für den Staat.“ Später galt das gleiche für Friedhelm Martens. Er leitete kirchliche Jugendgruppen, schloss sich der Friedensbewegung an. Genug, um verdächtig zu sein.

Martens wurde mehrfach verhaftet. „Das erste Mal wurde ich mit 17, 18 Jahren von der Staatssicherheit weggekascht“, erzählt er mit einem unsicheren Lächeln im Gesicht. Er berichtet von Verhören, Demütigung und Folter im Stasigefängnis Hohenschönhausen.

„Die Angstgefühle sind heute noch da“, sagt der Prediger und schnauft. Seine Augen glänzen. „Ich überlege noch immer sehr genau, wem ich was erzähle.“ Er gehe gehemmt in jedes Gespräch, sagt er. „Das werde ich einfach nicht mehr los, trotz Verhaltenstherapien.“ Viele offene Fragen quälen ihn: Wer hat ihn beobachtet, wer hat ihn angeschwärzt?

Seit 1990 gingen rund sieben Millionen Anträge auf Akteneinsicht beim BStU ein.

FOTO: BSTU/MULDERS

Im Herbst 1989 versuchte die Stasi, die Spuren ihres Machtmissbrauchs zu verwischen. Bürger*innen stürmten die Zentralen und stoppten das Schreddern der Aktenberge. Im Dezember 1991 legte das Stasi-Unterlagen-Gesetz fest, dass jeder Einblick in Dokumente erhalten darf, die ihn betreffen.

„Da muss was sein“

Mitte der 1990er Jahre wollten er und sein Vater Klarheit. Beide stellten Anträge auf Einblick in ihre Akten. Sein Vater fand heraus, dass die Nachbarsfamilie sie jahrelang ausspioniert hatte. Er selbst musste länger auf Antworten warten. Im Zwei-Jahres-Takt schickte er Anfragen an den Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU). Immer wieder meldete die Behörde, dass zu Friedhelm Martens nichts vorliege. „Doch ich wusste, da muss was sein.“

Schließlich wurde doch noch etwas zu ihm gefunden. „2006 muss es gewesen sein. Da wurde ich dann endlich eingeladen.“ Der Sachbearbeiter führte ihn in einen Lesesaal. Fotografieren oder Abschreiben war verboten. Was Martens damals in den Akten las, bestätigte eine schlimme Vermutung.

Vor ihm lag ein Schreiben des Ost-Berliner Bildungsministeriums: Es wies seinen damaligen Direktor an, dass Martens die Schule nicht besser abschließen dürfe als mit der Note 2. „Sie haben mich somit daran gehindert, Abitur zu machen und zu studieren.“ Eine Schulsekretärin habe das später bestätigt, erzählt der 58-Jährige. Diese Anordnung hat bis heute Auswirkungen auf sein Leben. Eigentlich wollte er Lehrer werden. Durch ein kirchliches Angebot konnte er zumindest Theologie studieren. „Damals sind viele Träume zerplatzt. Manchen trauere ich bis heute nach.“

„Die Angstgefühle sind heute noch da.“

Ein Verdacht treibt ihn um

Nicht nur die Karriere, auch sein Körper hat gelitten. Martens glaubt, als junger Radsportler gedopt worden zu sein. Im Leistungssport suchte er mit 13 die Anerkennung, die ihm als Außenseiter in der sozialistischen Gesellschaft verwehrt blieb. Seine langjährigen Nierenprobleme geben ihm und Ärzt*innen heute Grund zur Annahme, dass er Opfer des Staatsdoping-Systems der DDR wurde. Er selbst weiß nur, dass er damals beim Training bunte Pillen bekommen hat. Ihm wurde gesagt, damit würde er besser »

KOMM NACH GUBEN
Familien willkommen
Leben zu Kleinstadtpreisen
Industriearbeitsplätze und Karrierechancen

?
Zurück in die **Heimat** oder **Neuland** entdecken?
Willkommen in einer **Kleinstadt** mit großen **Perspektiven**, in der jeder jeden kennt
und das Leben **erschwinglich** ist.

!
Flexible Arbeitszeiten und das 24/7?
Sein eigener Chef sein?
Netzwerken und ein freundlicher Austausch mit anderen Coworkern?

K24 - DEIN IDEENLADEN, der Coworking Space für Start-ups, Freiberufler und Unternehmer.

Guben tut gut.
In der Touristinformation:
Frankfurter Straße 21 | 03172 Guben
T: 03561 - 38 67 | F: 03561 - 39 10
M: agentur@guben-tut-gut.de
www.guben-tut-gut.de

Gefördert mit Mitteln der Staatskanzlei des Landes Brandenburg

regenerieren. „Doping, das Wort kannte ich ja damals gar nicht. Als junger Mensch hat man den Trainern vertraut."

Mit 18 musste er das erste Mal wegen Nierenschmerzen ins Krankenhaus. Er wurde operiert und erholte sich. Heute weiß er, dass das alles andere als selbstverständlich war. Bei der letzten Akteneinsicht stieß Martens auf eine Anweisung, gerichtet an das Krankenhaus Berlin-Friedrichshain: „Diese Operationsmethode beim Bürger Friedhelm Martens ausprobieren. Wenn er die Operation nicht überstehen sollte, ist es kein Verlust für die sozialistische Gesellschaft." So erinnert er sich an den Wortlaut. „Diese zwei Sätze waren für mich ein Schock." Ihm wurde damals nur

„Damals sind viele Träume zerplatzt. Manchen trauere ich bis heute nach."

gesagt, ein Experte aus Moskau würde ihn operieren. „Er wolle ein ganz neues Verfahren verwenden, sagten sie mir." Martens willigte ein.

„Das so zu lesen . . . wie menschenverachtend das ist. Da wurde einfach mit dem Leben der Menschen gespielt." Martens ringt sich ein Schmunzeln ab: „Böse gedacht, doch Gutes ist geworden. Die OP ist gelungen."

Nicht auf jede Frage ist eine Antwort in den Akten zu finden. Noch heute vermutet Martens, dass jemand aus seiner Verwandtschaft ihn bespitzelt hat. Beweisen können wird er es vielleicht nie. Viele Dokumente der SED-Diktatur sind verschollen, zerstört oder nicht erschlossen. 15 500 Säcke zerrissenes Papier lagern noch heute in den Stasi-Archiven. Anfangs puzzelten die Mitarbeiter*innen von Hand, heute setzt ein Scanner die Fetzen elektronisch zusammen. Das braucht Zeit. Wann alles zugänglich sein wird, kann bei der BStU niemand sagen.

Manches kommt auf unerwarteten Wegen ans Licht. Vor drei Jahren bekam Martens einen Anruf von einem Jugendfreund. Er habe ihm gestanden, dass er sich auf Wunsch seiner Eltern mit ihm angefreundet habe. „Er sagte, seine Eltern hätten von der Stasi den Auftrag dafür bekommen. Beim Abendbrot wurde er dann immer gefragt, was ich so gesagt habe."

Manche Betroffenen wollen nicht wissen, was in ihren Akten steht. Andere entscheiden sich erst im Alter für eine Akteneinsicht oder stellen Anfragen für verstorbene Angehörige. 2018 gingen rund 45 000 Anträge bei der BStU ein.

Ein Kreis schließt sich

Martens hofft noch heute, dass weitere Dokumente über ihn gefunden werden. Er wünscht sich Klarheit – und die Möglichkeit zur Aussprache. Anfangs hatte er Angst, den Menschen, die ihm geschadet haben, nicht vergeben zu können. Durch die Beschäftigung mit der Arbeit der Stasi jedoch wuchs sein Verständnis: „Ich wurde barmherziger mit den Leuten. Viele wurden einfach massiv unter Druck gesetzt."

Ein Schnippchen kann er dem untergegangenen System, das sein Leben so lange steuerte, doch noch schlagen. „Ich habe in Berlin ein Angebot bekommen", sagt er freudestrahlend. „Für mich schließt sich ein Kreis." Ab Anfang nächsten Jahres wird Martens als Lehrer für Religion und darstellendes Spiel arbeiten.

Sein größter Wunsch geht so 30 Jahre nach dem Mauerfall in Erfüllung. Und ein Kapitel seines Lebens ist vollständig. ■

Etwa 111 Kilometer Stasi-Akten lagern in den Archiven der Behörde. Dazu kommen tausende Säcke zerrissener Dokumente, die wieder zusammengesetzt werden.
Fotos: Thomas Sabin/BStU/Mulders

Umfrage zur Wendezeit: Wer kennt sich gut aus?

1 Was ist eine Rennpappe?
Indra Peters (21) aus Winterberg: „Mit einer Pappe rennen?“ (lacht)

2 Was war die Treuhand?
Anne-Darlin Haff (24) aus Frankfurt (Oder): „Dass man ein Vermögen hat und das verwalten kann?“

3 Was ist ein Mauerspecht?
Merlin Gerd (13) aus Odelzhausen: „In Deutschland war ja die Mauer durch die Mitte und ich verbinde damit, dass das die Wachen waren, die darauf aufgepasst haben, dass keiner die Mauer überquert.“

Burkhard Teichert (69) aus Grünheide (Mark): „Das war der viel geliebte Trabi, auf den man sehr lange warten musste. Den haben wir uns dann zur Wende zugelegt.“

Felicitas Kastner (77) aus Berlin-Wilmersdorf: „Das war nach der Wende die Treuhand, die die ganzen Fabriken aufgekauft hat und wahrscheinlich zum Niederfall gebracht hat.“

Thomas Gerd (49) aus Odelzhausen: „Die Menschen haben sich einzelne Stücken aus der Mauer als Andenken herausgebrochen und die mit nach Hause genommen. Ich besitze aber keins dieser Mauerstücke, ich bin also kein Mauerspecht.“

Was sagen die Jüngsten?

@ Kinder aus einem Ulmer Kindergarten und einer Kita aus Frankfurt (Oder) versuchen, DDR-Begriffe zu erraten.
Die Videos gibt es online unter:
www.einland.net/video

Wir sagen **Danke**

In eigener Sache „Ein Land“, ein Team: Wir wollen uns bei denjenigen bedanken, die uns unterstützt und gefördert haben. Ohne sie wäre das Projekt nicht möglich gewesen.

Großer Dank gilt unserer Grafikerin Franziska Oblinger, die sich für jede einzelne Geschichte extrem viel Zeit genommen hat. Ohne sie gäbe es dieses Magazin nicht. Echt jetzt.

Genauso wichtig waren unsere Ausbildungsredakteur*innen! Vielen Dank an: Bodo Baumert für die Organisation der Planungstreffen. Magdi Aboul-Kheir und Lisa Mahlke für Rat, Tat und die ständige Verfügbarkeit. Matthias Stelzer für die Kommunikation mit den Sponsor*innen. Dank gilt auch der Neuen Pressegesellschaft dafür, dass wir uns neben dem Arbeitsalltag Zeit für dieses Magazin nehmen konnten.

Wir bedanken uns zudem bei Roland Müller, Daniel Steiger und Andreas Clasen für Korrekturen und Feedback. Bei Anja Hummel für ihre Social-Media-Unterstützung. Bei den Grafiker*innen Beniamino Raiola und Nadine Spreng. Bei Kathleen Weser, Stefan Schaumburg und den Anzeigenabteilungen.

Wir danken auch allen Anzeigen-Kund*innen und der Firma Schwenk Zement. Ein ganz besonderer Dank geht an die Staatsministerin für Kultur und Medien sowie an die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Auch ohne sie hätten wir das Projekt nicht realisieren können.

Vielen Dank!

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Die Einheit grafisch verarbeitet: Auf 28 Doppelseiten sind Grenzverläufe eingezeichnet. Sie stellen den Umriss Deutschlands dar.

Die Vereinsamung durchbrechen – dafür gingen Ursula Sillge und Bettina Dziggel nach Ostberlin, gründeten Gruppen, organisierten Treffen. Das Thema Gemeinschaft und Verbundenheit spiegelt sich in Fotos, die Bettina Dziggel 1986 für einen Kalender anfertigte.

Die **Kämpferinnen**

Aktivismus Die DDR inszenierte sich als egalitärer, gesellschaftlich fortschrittlicher Staat. Doch gleiche Rechte galten längst nicht für alle. Ursula Sillge und Bettina Dziggel rangen um Anerkennung und Gleichberechtigung – und forderten das Regime heraus. Über zwei Frauen, die im Selbstverständnis der DDR nicht vorgesehen waren. *Von Liesa Hellmann*

In der sächsischen Provinz der 1970er Jahre: Bettina Dziggel knattert mit dem Moped über Landstraßen, tanzt in Discos, verliebt sich. Auf den ersten Blick eine Teenagerin wie jede*r andere. Aber für sie steht fest: „Ich will nicht so leben wie alle. Das war für mich ein Horror.“ So leben wie alle, das bedeutet zeitig heiraten, Kinder bekommen, ein Leben lang bleiben im sächsischen Dorf. Ein Lebensentwurf, in dem Frauen keinen Platz haben, die ihr Glück ganz sicher nicht in einer heteronormativen Ehe finden wollen und würden. Lange Zeit habe sie gar nicht gewusst, dass sie lesbisch ist, erzählt Bettina Dziggel: „Es gab ja keine Worte dafür.“

Ein ungewöhnlicher Weg

Ein paar hundert Kilometer entfernt und einige Jahre früher wächst Ursula Sillge in einem Dorf in Thüringen auf. „Ich wurde im Pfarrhaus geboren, zwischen Knast und Kirche. Ist das nicht symbolisch?“ In ihrem Umfeld ist es so gut wie unmöglich, an Informationen über Homosexualität zu kommen. Nicht nur, weil das in den 1960er und 70er Jahren in der DDR kaum Thema ist. Sondern auch, weil von manchen Zeitschriften nur ein Abo für das ganze Dorf zu haben ist, wie Ursula Sillge erzählt. Über all dem schwebt der Gedanke, womöglich die Einzige zu sein, der es so geht.

Wie findet man sich selbst, wenn es keine Worte für das eigene Ich gibt? Wenn man nicht vorkommt im offiziellen Gesellschaftsentwurf?

Nach dem ersten unerwiderten Verliebtsein wählt Ursula Sillge einen ungewöhnlichen Weg: „Ich bin zur Ehe- und Sexualberatung gegangen und habe gesagt, dass ich eine Freundin suche.“ Die beratende Ärztin reagiert mit Schock, Verwunderung und medizinischem Interesse. Ein Psychologe rät ihr, eine Anzeige für eine Brieffreundschaft in die Wochenpost zu setzen und nicht zu schreiben, welches Geschlecht sie suche. „Ich habe dann 40 Briefe von Männern bekommen und drei von Frauen. Und so hatte ich einen Faden, an dem ich ziehen konnte.“

Diesen Faden zu finden, war lebenswichtig. „Es war einfach nur furchtbar“, erinnert sich Bettina Dziggel an ihre Jugend im sächsischen Dorf. „Man war immer auf der Suche. Mal hast du es vergessen, und

FOTO: ROBERT HAVEMANN GESELLSCHAFT/ BETTINA DZIGGEL/ RHG_FO_GZ_1966

Kriminalisierung homosexueller Handlungen

Auf den ersten Blick war die rechtliche Situation für Lesben und Schwule in der DDR besser als in der Bundesrepublik. 1968 wurde der Paragraph 175, der sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellt, aus dem Strafgesetzbuch der DDR entfernt. In der BRD hielt man bis 1969 an der im Nationalsozialismus verschärften Form fest, erst 1994 wurde das Gesetz schließlich abgeschafft.

Allerdings bedeutete die Streichung des Paragraphen 175 aus dem DDR-Strafgesetzbuch keineswegs eine Entkriminalisierung gleichgeschlechtlicher sexueller Handlungen. Das Gesetz wurde 1968 vielmehr durch ein anderes ersetzt: Der neue Paragraph 151 verbot zwar gleichgeschlechtliche Kontakte nicht mehr per se, setzte aber das Schutzalter für homosexuelle Handlungen sowohl zwischen Männern als auch zwischen Frauen auf 18 Jahre herauf.

1988 wurde der Paragraph gestrichen, das Schutzalter lag in der DDR nun bei 16 Jahren.

dann war es wieder präsent, dass es nicht für dich stimmt. Du hast niemanden, den du ansprechen kannst. Und dann wird es elend."

Auch Bettina Dziggel steht einmal vor der Tür eines Arztes. Sie betritt die Praxis nicht. Dennoch: „Ich wollte die Vereinsamung durchbrechen." Wie Ursula Sillge zieht sie deshalb nach Ostberlin.

Freiräume schaffen

Beide Frauen hätten dort mit ihren Freundinnen in relativer Ruhe zusammenleben können. Allerdings nicht offen lesbisch. „Du konntest nicht sagen: Hier habe ich ein Recht darauf", fasst Bettina Dziggel die Situation für Lesben und Schwule zusammen. Wenn ein homophober Hausbuchverwalter das lesbische Pärchen nicht akzeptierte, hatte es in seinem Wohnblock keine Chance, eine Wohnung zu bekommen. Es wäre ein Leben im Versteck gewesen. „Aber das hat mir nicht gereicht. So bin ich nicht erzogen", sagt Ursula Sillge.

Beide Frauen gründen Gruppen, in denen sich lesbische Frauen* treffen, vernetzen und politisch aktiv werden können. „Ich wollte einen Anlaufpunkt, damit die Leute wissen, wo sie hingehen können, wenn sie im Coming Out stecken. Das ist eine kritische Phase", sagt Ursula Sillge. 1987 gründet sie den Sonntags-Club mit, der bis heute existiert. Bis zur Vereinsgründung 1990 blieb er eine informelle Gruppe aus Lesben und Schwulen, denn von FDJ bis Gesundheitsministerium wollte niemand dem Sonntags-Club ein Dach geben, was für einen Verein notwendig war. „Mir wurde mindestens ein Dutzend Mal gesagt, ich könne das doch alles bei der Kirche machen. Das wollte ich aber nicht. Ich wollte, dass Lesben und Schwule ganz normale Bürger sein dürfen und nicht Oppositionelle", betont Ursula Sillge.

Bettina Dziggel sieht das etwas anders: Sie politisiert sich Anfang der 1980er Jahre in der Friedensbewegung und gründet mit Freund*innen die dezidiert oppositionelle Gruppe „Arbeitskreis homosexuelle Selbsthilfe – Lesben in der Kirche". Religiös waren die Frauen* zwar nicht, aber „es ging uns darum, Freiräume zu schaffen. Fortschrittliche Pastoren und Gemeindekirchenräte haben ihre Pforten geöffnet", erklärt Dziggel. Ab 1984 treffen sich jeden zweiten Donnerstag dutzende Frauen* in der Gethsemane-Kirche in Berlin-Prenzlauer Berg zu Gesprächsrunden und Veranstaltungen.

Eine Gruppe kann wie ein Schutzschild sein. Sie gibt Identität, schirmt ab, ermutigt. Sie gibt Halt. Und den brauchen die Frauen*. „Ich selbst habe mich nicht so recht als Oppositionelle verstanden. Aber wir haben uns nicht weggeduckt, wir waren selbstbewusst", sagt Ursula

> „Ich wollte, dass Lesben und Schwule ganz normale Bürger sein dürfen und nicht Oppositionelle."

Sillge. Eine Frau, die sich mit anderen Frauen trifft. Um sich auszutauschen, Freundschaften zu schließen, vielleicht mehr. Aus Sicht der Sicherheitsbehörden ist Ursula Sillge eine Bedrohung für den Staat. Gut 15 inoffizielle Mitarbeiter*innen hatte die Stasi auf sie angesetzt, erfährt Ursula Sillge beim Lesen ihrer Akte nach der Wende.

Die Stasi streut ein Gerücht

Als Sillge 1978 das erste landesweite Treffen für Lesben in der DDR organisiert, wird sie von der Polizei vorgeladen. Einen Tag lang wird sie verhört, stundenlang in eine fensterlose Kammer gesperrt. „Da habe ich die ganze Zeit die Sputnik gelesen. Und dann habe ich den Genossen von der Kriminalpo- »

Die Gruppe „Lesben in der Kirche“ macht bei der Friedenswerkstatt 1985 mit einem Plakat auf sich aufmerksam.
Foto: Robert Havemann Gesellschaft/ RHG_Fo_GZ_1951

lizei erklärt, was schwul, lesbisch und homosexuell bedeutet“, erzählt sie mit einem Schmunzeln. Als sie in den Folgejahren trotz Überwachungsmaßnahmen und Verhören ihr Engagement nicht einstellt, greift das System zu anderen Mitteln.

Um sie zu diskreditieren, streut die Stasi das Gerücht, Sillge sei selbst als inoffizielle Mitarbeiterin tätig. Manche glauben diese Lüge. Das belastet die 73-Jährige noch heute, auch wenn es nie einen Beweis gab und über ihre Geschichte online auf den Seiten der Bundesbeauftragten für Stasi-Unterlagen berichtet wird. „Von 1982 bis zur Wende wurde ich nirgends mehr eingestellt“, berichtet Sillge. Einmal sagt man ihr ganz offen, dass man sie gern genommen hätte, aber nicht dürfe. Schließlich putzt sie in Berlin-Rummelsburg Züge: „Von irgendwas muss der Schornstein ja rauchen.“

Verhindertes Gedenken

Dass die Frauen* von „Lesben in der Kirche“ von der Stasi überwacht wurden, sei allen klar gewesen, berichtet auch Bettina Dziggel. „Du kannst dich damit verrückt machen oder eben nicht. Vielleicht werde ich verhaftet – na und? Ich mach mich doch nicht wegen so ein paar Jungs verrückt“, sagt Dziggel. „Ansonsten hatten wir nicht allzu viele Widerstände.“ Außer bei dieser einen Sache, damals 1984.

> „Du kannst dich damit verrückt machen oder eben nicht.“

Die Gruppe will die Verfolgung von Lesben während des Nationalsozialismus aufarbeiten. Dazu gibt es keine Informationen in der DDR. „Wir wussten damals nicht, ob auf Grundlage des §175 auch Lesben verfolgt wurden, aber unser Prinzip war: Da, wo Frauen sind, sind auch Lesben.“ Deshalb fährt die Frauengruppe 1984 ins Konzentrationslager Ravensbrück. Sie legen einen Kranz nieder, tragen sich ins Besucherbuch ein. Doch beides wird schnell wieder entfernt.

Zum 40. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers fahren die Frauen* erneut nach Ravensbrück. Wieder mit einem Kranz, im selben Blumenladen bestellt. Doch dieses Mal erfährt die Polizei davon. „Schon am S-Bahnhof Schönhauser Allee haben uns zwei Herren empfangen. Sie begleiteten uns, auch beim Umsteigen. Auf dem Bahnhof in Fürstenberg haben sie dann eine Ausweiskontrolle gemacht, nur bei uns elf Frauen“, erinnert sich Bettina Dziggel. „Dann haben sie uns auf einen Lkw geladen und durch Fürstenberg gefahren. Dann durch den Wald.“

„Es war geschafft“

Männer in Zivil kommen hinzu, die Frauen* werden einzeln verhört. Mehrere Stunden dauert das Prozedere insgesamt, am Ende müssen sie zurück nach Berlin fahren, ohne die Gedenkstätte betreten zu können. „Das hat bei allen einen ganz massiven Bruch hinterlassen.“ Einige Frauen* stellen daraufhin einen Ausreiseantrag. Bettina Dziggel fährt erst nach der Wende noch einmal zum Gedenken nach Ravensbrück.

Im November 1989 löst sich die Gruppe „Lesben in der Kirche“ auf. „Es war sozusagen geschafft“, sagt Bettina Dziggel. Der Staat, der all jene zu Oppositionellen machte, die gleichberechtigt leben wollten, war gescheitert.

Doch obwohl es nun Zugang gab zu Büchern, Filmen, Kunst und die

Freiheit, sich zu versammeln, Vereine zu gründen: Eine Gesellschaft, in der sie gleichberechtigt und ohne Diskriminierung leben können, finden die beiden Frauen auch in der BRD nicht vor.

Ursula Sillge und Bettina Dziggel können dutzende Geschichten erzählen: von Menschen, die ihnen nicht die Hand geben wollen. Die sie ignorieren. Die nicht mit ihnen gemeinsam im gleichen Straßenbahnabteil fahren wollen. Die ankündigen, alles zu tun, um ihrer Karriere zu schaden. Die den eigenen Töchtern verbieten, ein Praktikum bei ihnen zu machen. Und in der Gedenkstätte Ravensbrück gibt es noch immer kein Mahnmal für lesbische Frauen, auch wenn die Diskussion darum längst nicht verstummt ist.

Ursula Sillge ist zurück nach Thüringen gegangen. In Meiningen leitet sie mit ihrer Lebenspartnerin ein Hostel, das dazu da ist, um die laufenden Kosten zu decken. Ihre Aufmerksamkeit gilt dem Lila Archiv, das sie 1991 gegründet haben. Es versammelt Literatur und Dokumente zur Frauen- und Lesbenbewegung mit einem Fokus auf die DDR.

Bettina Dziggel ist in Berlin geblieben. „Ich denke darüber nach, wieder eine Gruppe zu gründen.“ „Lesben gegen Gewalt“ könnte sie heißen. In den vergangenen Jahren hat die Zahl der homophoben Gewalttaten wieder zugenommen, geht aus Zahlen des Bundesinnenministeriums hervor. Sie ist so hoch wie seit 15 Jahren nicht mehr.

Ursula Sillge und Bettina Dziggel schweigen nicht. Sie kämpfen noch immer. ■

FOTO: HELLMANN/FFBIZ – DAS FEMINISTISCHE ARCHIV

Lesbisches Leben in der DDR – das interessierte auch Westberlin. Nach dem Mauerfall lud das Lesbenarchiv Spinnboden zu Lesungen und Diskussionsveranstaltungen ein.

Anzeige

NIG
Neuruppiner Industrieverlagerungs-GmbH
Verlagerung · Neuanlagenmontage · Service

Gründer Volker Tolle und Reiner Müller

NIG-Etappen:
2005 Firmengründung durch Reiner Müller und Volker Tolle
2006 Erste internationale Großprojekte für industrielle Großkunden
2008 Neuer Firmensitz und Erstzertifizierung nach ISO 9001:2008 und SCC
2009 Start als Ausbildungsbetrieb
2012 Gründung der süddeutschen Betriebsstätte bei Nürnberg in Röthenbach a.d. Pegnitz
2017 Letzte Rezertifizierung der ISO 9001 und SCC)
2019 Richard Müller Prokurist ppa.

VERLAGERUNG
INBETRIEBNAHME
MONTAGEN
PLAN & ORG.
WARTUNG
MODIFIKATION
3D-MESSETECHNIK

Neuruppin
Friedrich-Bückling-Straße 26
16816 Neuruppin
Telefon: 03391 40495-100
Fax: 03391 40495-190

Nürnberg
Mühllach 9
90552 Röthenbach
Tel.: 0911 988174-100
Fax.: 0911 988174-190

www.nig-montagen.de

Zertifikate
WHG §19 – Wasserhaushalts-Gesetz
ISO 9001 – Qualitäts-Management
SCC** – Arbeits- u. Umweltschutz

Einer **Kleinstadt** reicht's

Protest Ein Bild aus dem Spätherbst 1989 zeigt Vater und Sohn während der Mauerfall-Demonstrationen in Finsterwalde. 30 Jahre später entsteht dort eine neue Aufnahme. Das Ziel ist das gleiche geblieben: Die Menschen sollen protestieren. *Von Josephine Japke*

Kinder an die Macht" – auf der schwarz-weißen Fotografie lässt sich der Schriftzug nur erahnen. Das Plakat trägt der damals vierjährige Richard, mit seinem Vater steht er 1989 auf der Bühne. Rund 30 Jahre später überlegen Michael Wolf und sein Sohn, wer das Schild gemalt hat. „Das muss Mutti gewesen sein", sagt Richard. Das Bild der Mauer-Proteste, drei Jahrzehnte alt – und doch topaktuell. Seit Monaten gehen die Massen auf die Straßen, zum Klimastreik. In Finsterwalde, einer Kleinstadt in der brandenburgischen Lausitz, ist Pfarrer Michael Wolf damals wie heute an den Demonstrationen maßgeblich beteiligt.

Kirche organisiert Protest

Finsterwalde ist eine eher verschlafene Gemeinde. Große Politik wird hier nicht gemacht, aber durchaus kritisch beobachtet. Selbst in Finsterwalde haben etwa 300 Schüler*innen und Erwachsene am globalen Klimastreik am 20. September 2019 teilgenommen. Und auch schon Ende der 1980er Jahre gingen nicht nur in Berlin Tausende auf die Straße, sondern auch in „Dusterbusch", wie die Stadt heute manchmal scherzhaft genannt wird.

„Wir dachten uns, das, was die in Berlin können, können wir hier auch", erklärt Michael Wolf rückblickend. 1987 gründete er zusammen mit anderen Gemeindemitgliedern einen Umwelt- und Friedenskreis, der nur sieben Mitglieder hatte. Schon im Jahr drauf waren es zehn, die an einem Friedensgebet für inhaftierte Regimekritiker*innen teilnahmen. Klingt nach nicht viel, doch „der Anfang war gemacht", wie Michael Wolf stolz dazu sagt.

„Zu unserem Friedensgebet am 8. November 1989 kamen Menschen über Menschen. In der Trinitatiskirche hatten sie keinen Platz mehr. Es waren Tausende", beschreibt Wolf. In Zeitungsberichten ist von 12 000 Demonstrant*innen die Rede. Finsterwalde hatte damals etwa 24 000 Einwohner*innen. „Danach haben wir immer gesagt, dass die Mauer am 9. November gefallen ist, weil wir einen Tag zuvor auf die Straße gegangen sind", scherzt Wolf.

„Flucht und die Klimakrise machen vor Mauern nicht Halt."

Das Foto, auf dem der damals 32-jährige Jugendpfarrer mit seinem Sohn zu sehen ist, wurde am 18. November 1989 gemacht. Die Euphorie, die durch die Menschen ging, war noch nicht ganz verebbt und trotzdem gab es unter den Demonstrierenden bereits vorsichtig warnende Stimmen. „Wir haben die Menschen dazu aufgerufen, Ruhe zu bewahren, vorsichtig zu bleiben und kritisch zu sein", sagt Wolf.

Heute, 30 Jahre später, ist das Plakat „Kinder an die Macht" aktueller denn je. Michael Wolf und Sohn Richard unterstützen die Klimaproteste „Fridays for Future" und hoffen, wie schon in der Vergangenheit, auf ein Umdenken in der Gesellschaft. „Damals war allen klar, dass es so nicht weitergehen kann und man für sein Recht und das Recht in Freiheit zu leben, auf die Straße gehen muss. Die glei-

Im November 1989 stehen Vater und Sohn Wolf erstmals gemeinsam auf der Bühne in Finsterwalde. An gleicher Stelle organisieren sie 30 Jahre später den Klimaprotest.

Fotos: Frank Hilbert, Josephine Japke

che Stimmung brauchen wir auch heute wieder“, sagt Wolf. Denn das Recht zu leben betrifft seiner Meinung nach nicht nur uns, sondern vor allem nachfolgende Generationen – die es schwer haben werden, wenn mit der Natur nicht besser umgegangen wird. „Wir haben nur eine Erde. Und die gilt es zu schützen”, sind sich Richard und Michael Wolf einig.

Leben in einer Demokratie

Vieles hat sich seit den Protesten 1989 verändert. Die Menschen dürfen reisen und sagen, was sie möchten. Sie leben in demokratischen Verhältnissen, in der Meinungs- und Pressefreiheit gelebt werden und jede*r kritisch mitdenken und mitreden darf. „Den Menschen“, so Michael Wolf, „geht es vermutlich so gut wie noch nie.“ Dennoch versuchten „Demagogen“, sagt er, von der AfD all dieses Gute wieder umzukehren. Was sie und viele andere nicht verstünden: „Flucht und die Klimakrise machen vor Mauern nicht Halt.”

Wir verteilen WATT!

uesa group

uesa liefert hochwertige Komponenten für die Energieverteilung.

- Automatisierungs- und Steuerungsanlagen,
- Kabel-, Hausanschluss- und Sonderverteiler,
- Hausanschlusskästen,
- Zähleranschlusssäulen, Straßenbeleuchtungsschränke, Camping- und Marktplatzverteiler,
- Niederspannungsverteilungen bis 7300 A,
- Mittelspannungs-Schaltgeräte und -Schaltanlagen bis 24 kV,
- Transformatorenstationen,
- Ladesäulen für Elektromobilität,
- Schutzprüfungen/Wartungen.

Besuchen Sie unsere Webseite:
www.uesa.de

uesa GmbH ▪ Uebigau ▪ Gewerbepark-Nord 7
04938 Uebigau-Wahrenbrück

Früher
Heute

Zeitreise Das Leben an der Grenze hat den Alltag der Menschen in Ost und West geprägt. Vieles hat sich seit der Wende verändert. *Von Annika Funk und Julia Weise*

Der Bahnhof Probstzella war bis 1990 eine DDR-Grenzstation. Heute steht an der Kontrollstelle ein Supermarkt.

Ausreiseverkehr am Grenzübergang Bergen bei Salzwedel am 10. November 1989.

Eine Gedenktafel erinnert an die Grenzanlage in Oebisfelde in Sachsen-Anhalt.

„Die Mauer wird fallen“, steht auf der Mauer im Jahr 1987. Heute hat man dort freie Sicht auf den Reichstag in Berlin.

Das Dorf Mödlareuth war bis 1989 in der Mitte geteilt.

@ Weitere Fotos unserer Spurensuche finden Sie auf **www.einland.net/bilder**

FOTOS: BERGEN: DANNEIL-MUSEUM SALZWEDEL; BERLIN: FLORIAN BORTFELDT (FRÜHER); ANNIKA FUNK (HEUTE); MÖDLAREUTH: MEDIATHEK DES DEUTSCH-DEUTSCHEN MUSEUMS MÖDLAREUTH (FRÜHER); JULIA WEISE (HEUTE); OEBISFELDE: ULRICH PETTKE (FRÜHER); ANNIKA FUNK (HEUTE); PROBSTZELLA: ARCHIV ROMAN GRAFE

Seit
30 Jahren in
Brandenburg
„Ist die Energiewende eigentlich eine Raketenwissenschaft?“
Nicht für den, der sie gestaltet. Und das machen wir gemeinsam mit Ihnen jeden Tag.
ewe.com
EWE

Das Gymnasium nennt sich heute „Schule der deutschen Einheit“. Diana Köberlein (li.), Stella und Björn Becker sind dort zur Schule gegangen. Gerald Taubert (unten) ist der Direktor. *Fotos: Daniel Roßbach*

Zusammenwachsen **mit Narben**

Grenzverkehr An einem Gymnasium im thüringischen Gerstungen lernen seit der Wende auch viele hessische Schüler*innen. Deshalb wurde es fast geschlossen. *Von Daniel Roßbach und Julian Münz*

Schule der Deutschen Einheit – in großen schwarz-rot-goldenen Buchstaben steht der Beiname des Philipp-Melanchthon-Gymnasiums an der Fassade der Schule. Die Buchstaben beißen sich etwas mit dem weißen und blauen Putz des länglichen Gebäudes.

In der Chronik von Gerstungen, gelegen im Westen Thüringens, wird als bemerkenswert notiert, dass der russische Zar

„Schule der Einheit war ein guter Slogan“

im November 1910 einmal im Zug an dem Ort vorbeigefahren ist. Auch heute fahren Fernzüge durch Gerstungen, halten dort aber nicht. Die Gleise verlaufen fast direkt neben dem Schulgelände.

Vom Westen in den Osten

Erst 2009, also 20 Jahre nach dem Mauerfall, gab sich das Gymnasium in Grenznähe den Beinamen „Schule der Einheit“. Schüler*innen aus Thüringen und Hessen, aus „Ost-“ und „Westdeutschland“, gehen hier gemeinsam zur Schule. Dabei ist die Richtung, in der diese Geschichte verläuft, entgegengesetzt zu der vieler Wende-Erzählungen: Junge Menschen kommen aus dem Westen in den Osten. Es ist eine Mann-beißt-Hund-Geschichte.

„Hin und wieder wurde mit Kategorien wie Ossi und Wessi und damit verbundenen Unterscheidungen oder Klischees kokettiert“, sagt Björn Becker aus dem hessischen Bebra über die Schule, die er von 2000 bis 2008 besucht hat. Von 2005 an, also in der Zeit, in der die Debatte um eine mögliche Schließung des Gymnasiums aufkam, war Becker Schülersprecher. „Aber je länger man gemeinsam zur Schule ging, desto weniger spielte das eine Rolle.“

Björns Schwester Stella Becker kam vier Jahre nach ihrem Bruder nach Gerstungen. „Eine ernsthafte Trennung gab es da nicht. Schon, weil sich auch viele Partnerschaften entwickelt haben zwischen Leuten aus Dörfern auf der einen und anderen Seite.“ Eine davon ist auch die Beziehung zwischen ihrem Bruder Björn und seiner Freundin Diana Köberlein. Auch Diana sagt: „Im Kontakt miteinander war ziemlich egal, woher jemand kam.“

Stasi-Altlasten

Das Gebäude, in dem das Gymnasium 1991 eröffnet wurde, gehörte vor der Wende den Grenzbehörden der DDR. Die „Passkontrolleinheit“ des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) war in dem grauen, länglichen, zweistöckigen Gebäude untergebracht. Das MfS installierte dort eine Abhöranlage für Telefongespräche. In diesen Räumen wurden später Toiletten eingebaut.

1992 kam der erste Schüler aus Hessen an die Schule, im Jahr 2000 pendelten fast die Hälfte der etwa 120 neuen Schüler*innen des Gymnasiums aus Hessen nach Thüringen.

Die Gründe für den Andrang waren vor allem pragmatisch: „Es gab bei uns im Kreis kein reines Gymnasium“, erklärt Björn Becker. In Thüringen war das anders und die Schule leicht zu erreichen. „Meine Eltern fanden es aber durchaus auch schön, überhaupt die Option zu haben, ihre Kinder zur Schule in den Osten zu schicken.“ Schließlich hatte die Teilung auch in den westdeutschen „Zonenrandgebieten“ Möglichkeiten limitiert.

Doch einigen Kommunalpolitiker*innen war die Schule ein

Dorn im Auge. 2005 wurde über eine geplante Schließung der Schule gestritten. Noch heute sagt Schulleiter Gerald Taubert über diese Diskussion: „Es gab da sehr dümmliches, niveauloses Denken“, von „zweitklassigen Kreispolitikern“. Taubert, seit 1992 Lehrer, seit 2003 Schulleiter in Gerstungen, meint damit das Argument, Thüringen habe mit dem Betrieb der Schule mit vielen hessischen Schüler*innen die Aufgaben des Nachbarlandes finanziert.

Interesse aus Hessen

Einer der Befürworter der Schließung im Kreistag war Helmut Rackwitz. Er leitete damals eine Regelschule direkt gegenüber des Gymnasiums in Gerstungen. Zu der Debatte über das Gymnasium möchte er heute nichts mehr sagen. „Das ist eine Angelegenheit des Kreistages, und zu lange her.“ Mit dem Fortbestehen des Gymnasiums könne er aber mittlerweile gut leben.

Als die Möglichkeit der Schließung im Raum stand, gab es im Umfeld der Schule schnell lautstarken Protest. Da ist „sofort das ganze Gebiet hier rebellisch gewesen“, sagt Schulleiter Taubert. Im Mittelpunkt stand der symbolische Wert der Schule: Bei einer der Aktionen bauten Schüler*innen sinnbildlich die Mauer wieder auf.

Diana Köberlein erinnert sich an die Debatte um die Schließung und das Unverständnis über diesen Vorschlag: „Wir haben eigentlich dann erst gemerkt, wie besonders die Situation des Gymnasiums war. Es ‚Schule der Einheit‘ zu nennen, war ein guter Slogan – aber eben auch einer, der nicht aus der Luft gegriffen war.“

Der Kreistag des Wartburgkreises stimmte schließlich nach monatelanger Debatte gegen die Schließung der Schule. „Die zuständige Schuldezernentin sagte in der Sitzung, in der darüber abgestimmt wurde, dass das Gymnasium aus politischen Gründen nicht geschlossen werden könne – was auch immer das heißt“, erinnert sich Björn Becker, der bei der Entscheidung vor Ort war. „Die Regionalpolitiker reagierten insgesamt sehr trotzig und ignorant auf unsere Argumente.“

Kompromisse eingegangen

Obwohl das Gymnasium weiter existierte, zogen die neuen Regelungen der Schulbehörden Einschnitte für den Bildungs-Grenzverkehr nach sich. Die Zahl der Schüler*innen, die das Gymnasium in jedem Schuljahr aufnehmen konnte, wurde auf 90 begrenzt. Dabei wird thüringischen Kindern Vorrang eingeräumt. Gibt es dann noch mehr hessische Anmeldungen als Plätze, wird ein Losverfahren angewandt. Im Jahr 2006 kam es dazu: 29 Kinder aus Hessen mussten auf diese Weise abgelehnt werden. Weil das bei Eltern schlecht ankommt, ist die Zahl der Anfragen in den folgenden Jahren gesunken. Inzwischen liegt sie konstant knapp unter der Kapazitätsgrenze, der Anteil aus Hessen beträgt rund ein Drittel.

Über eine Schließung der Schule redet aber heute keiner mehr. Und auch den selbst gewählten Titel „Schule der deutschen Einheit“ stellt in Gerstungen niemand in Frage.

Anzeige

Der neue Kia XCeed. Mit Habenwollen-Effekt.

Am 21.09.2019 feierte der neue Kia XCeed bei den Fischer Autohäusern Premiere. Mit dem schicken Crossover wächst die beliebte Kia Ceed Familie auf vier Mitglieder an. Gleiche Gene haben der Kia Ceed, Kia Ceed Sportswagon und Kia ProCeed.

Start einer neuen Bewegung.
Es ist schon etwas ganz Besonderes, wenn man ein Fahrzeug präsentieren kann, das mit Konventionen bricht. Ein Auto, das die Vorzüge eines SUV mit denen eines agilen Kompaktwagens verschmelzen lässt. Ein Kia, der auf Anhieb fasziniert und wie geschaffen für Abenteuerlustige ist, die stets neue Erfahrungen suchen. Kein Wunder also, dass er bei vielen Menschen schon beim ersten Anblick den Habenwollen-Effekt auslöst. Und das Beste daran: Der sportliche Crossover mit coupéhafter Silhouette feierte am 21.09.2019 in den Fischer Autohäusern Premiere.

Sportlicher Blickfang mit starker Ausstrahlung.
Dirk Fischer vom gleichnamigen Autohaus schwärmt noch heute: „Ich war sofort vom markanten Design des neuen Kia XCeed begeistert. Ich bin davon überzeugt, dass sich dieser neue Kia schon bald großer Beliebtheit erfreuen wird.“ Die Seitenansicht mit gestreckter Motorhaube ist betont sportlich. Für weitere Dynamik sorgen keilförmige LED-Frontscheinwerfer, ein breiter Heckdiffusor sowie fünfstrahlige 18-Zoll-Felgen1 mit Y-förmigen Speichen. Dirk Fischer ergänzt: „Der Auftritt des neuen Kia XCeed ist dank breiter Karosserie und markanten Kühlergrills sowie großen unteren Lufteinlasses souverän. Die progressive Silhouette ist von vorn bis hinten gelungen.“ Designhighlights sind u. a.: LED-Tagfahrlichter aus vier Spots, schlanke LED-Rückleuchten, schwarz verkleidete Radläufe und Seitenschweller sowie die Dachreling.

Heißen Sie herzlich willkommen: Fischer Autohäuser und Team.

Modernität und Zeitlosigkeit treffen zusammen.
Im neuen Kia XCeed fällt sofort das großzügige Raumangebot auf. Zahlreiche Soft-Touch-Applikationen, dunkle Chromelemente am Armaturenbrett, hochwertige Sitzbezüge und eine erhöhte Sitzposition sorgen für einen kultivierten und edlen Eindruck. „Elemente wie der frei stehende Touchscreen des Infotainmentsystems oder das Multifunktions-Display für Bordcomputerdaten und Informationen zu Navigation, Audiosystem und intelligenten Assistenzfunktionen2 sind hilfreiche Unterstützer im Alltag und unterstreichen gleichzeitig den modernen Look“, sagt Dirk Fischer..

Edler Look – starke Leistung.
Die Motorleistung reicht von 85 kW (115 PS) bis 150 kW (204 PS). Die Topmotorisierung mit Ottomotor meistert den Sprint von 0 auf 100 km/h in nur 7,5 Sekunden. Dirk Fischer macht zudem auf die verschiedenen Antriebsmöglichkeiten aufmerksam: „Unsere Kunden haben die Wahl zwischen Benziner und Dieselmotoren und wahlweise Automatik- oder Schaltgetriebe. Somit ist für jeden Geschmack etwas dabei.“

Weitere Highlights.
Neues gibt es bei Fischer auch von den anderen drei Mitgliedern der Kia Ceed Familie sowie vom Kia Sportage zu berichten. Die aktuellen Kia Modelle mit alternativen oder elektrifizierten Antrieben, wie z. B. der Kia e-Soul oder Kia e-Niro, lassen sich ebenfalls bestaunen. „Natürlich können diese sowie alle weiteren Kia Modelle bei einer Probefahrt erlebt werden“, sagt Dirk Fischer.

Kraftstoffverbrauch Kia XCeed (Benzin/Diesel, Schaltgetriebe/Doppelkupplungsgetriebe), 150 kW (204 PS) bis 85 kW (115 PS), in l/100 km: innerorts 8,6 – 4,5; außerorts 5,9–3,8; kombiniert 6,9 – 4,1. CO_2-Emission: kombiniert 158–109 g/km. Effizienzklasse: D– A+.3

Stromverbrauch Kia e-Soul 64-kWh-/39,2-kWh-Batterie (Strom, Reduktionsgetriebe), 150/100 kW (204/136 PS), in kWh/100 km: kombiniert 15,7/15,6. CO_2-Emission: kombiniert 0 g/km. Effizienzklasse: A+.3

Stromverbrauch Kia e-Niro 64-kWh-/39,2-kWh-Batterie (Strom, Reduktionsgetriebe), 150/100 kW (204/136 PS), in kWh/100 km: kombiniert 15,9/15,3. CO_2-Emission: kombiniert 0 g/km. Effizienzklasse: A+.3

* Max. 150.000 km Fahrzeug-Garantie. Abweichungen gemäß den gültigen Garantiebedingungen, u. a. bei Lack und Ausstattung. Einzelheiten unter www.kia.com/de/garantie

[1] Je nach Ausstattung gegen Aufpreis erhältlich oder serienmäßig.

[2] Der Einsatz von Assistenz- und Sicherheitssystemen entbindet nicht von der Pflicht zur ständigen Verkehrsbeobachtung und Fahrzeugkontrolle.

[3] Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen den verschiedenen Fahrzeugtypen.

Fischer Autohäuser in Guben, Cottbus, Forst und Eisenhüttenstadt **Inh. Dirk Fischer e. K.**
Filiale Guben, Erich-Weinert-Str. 41, 03172 Guben, Telefon 03561- 3254
Filiale Cottbus, Am Doll 9, 03042 Cottbus, Telefon 0355-72990495
Filiale Forst, Ebereschenweg 26, 03149 Forst, Telefon 03562-698844
Filiale Eisenhüttenstadt, Alte Poststr. 1d, 15890 Eisenüttenstadt, Tel. 03364-7705810

Sommer 1988: Peggy und Thomas Zecha auf einem Segelbootausflug auf dem Großen Jasmunder Bodden.

FOTO: PRIVAT

„Die Mauer fiel nur für mich“

Verlust Peggy Zecha, in Frankfurt (Oder) geboren, hat in der DDR die Liebe ihres Lebens getroffen. Dann zerschlug das Regime die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft. *Von Christina Sleziona*

Schmerzen – das ist das erste, woran sich Peggy Zecha erinnert, wenn sie an den Tag des Mauerfalls zurückdenkt. Sie hatte Zahnschmerzen, als sie ihre Eltern in Frankfurt (Oder) besuchte. „Es tat so weh, dass ich mich erst einmal ins Bett verkroch. Alles musste leise sein, kein Radio, kein Fernsehen“, erzählt die 52-Jährige. Die Welt hatte sie komplett ausgeblendet. Ihre Mutter kümmerte sich währenddessen um ihren zweijährigen Sohn Franz. Den Vater des Kindes, Thomas Zecha, hatte sie zu diesem Zeitpunkt bereits seit fünf Monaten nicht mehr gesehen. Plötzlich klingelte das Telefon . . .

Junge Liebe

Vier Jahre zuvor lernt Peggy Zecha Thomas kennen. Sie ist gerade einmal 18 Jahre alt, macht eine Ausbildung zur Krippenerzieherin und ist eine lebenslustige junge Frau. Besonders die gegenkulturelle Jugend- und Freiheitsbewegung der 1960er Jahre prägt ihr Weltbild. Im Sommer 1985 macht sie sich, mit Vokuhila-Haarschnitt, DDR-Kraxe – einem Rucksack – und Tramperschuhen ganz im Zeitgeist gekleidet, auf die Insel Rügen nach Glowe auf. Der dortige Zeltplatz ist bei den Jugendlichen sehr beliebt, weil er den Ruf hat, sie auch einige Tage ohne Anmeldung übernachten zu lassen. Eigentlich aber sucht Peggy Zecha hier einen berühmten Basketballer, der für ein Trainingslager angereist sein soll. Am Zeltplatz angekommen, findet die junge Frankfurterin jedoch jemand völlig anderen: „Im Gegenlicht stand er plötzlich vor mir. Mein Tommy, mit seinem langen, lockigen Haar wie der junge Jesus. Mich hat das weggehauen“, schwärmt Peggy Zecha noch heute. „Als er dann in den Schatten trat, war ich unsterblich verliebt. Wahrscheinlich hab ich gesabbert.“ Der Basketballer ist sofort vergessen.

„Wir waren der Willkür dieses Staats ausgeliefert"

Was folgt, ist eine lange und doch viel zu kurze Nacht auf dem Zeltplatz, in der sie sich über Gott und die Welt unterhalten. „Wir kamen uns total vertraut vor.“ Dennoch dauert es ein halbes Jahr, bis aus einer Sommerromanze eine Beziehung wird. Denn Thomas Zecha hat bereits eine Freundin und muss als Segler an der Sportschule in Hellersdorf zurück nach Berlin. Es bricht ihr das Herz, doch als er an einem Wintertag vor ihrer Tür steht, ist jeglicher Frust sofort vergessen. „Ich hab ihn bedingungslos »

ANZEIGE

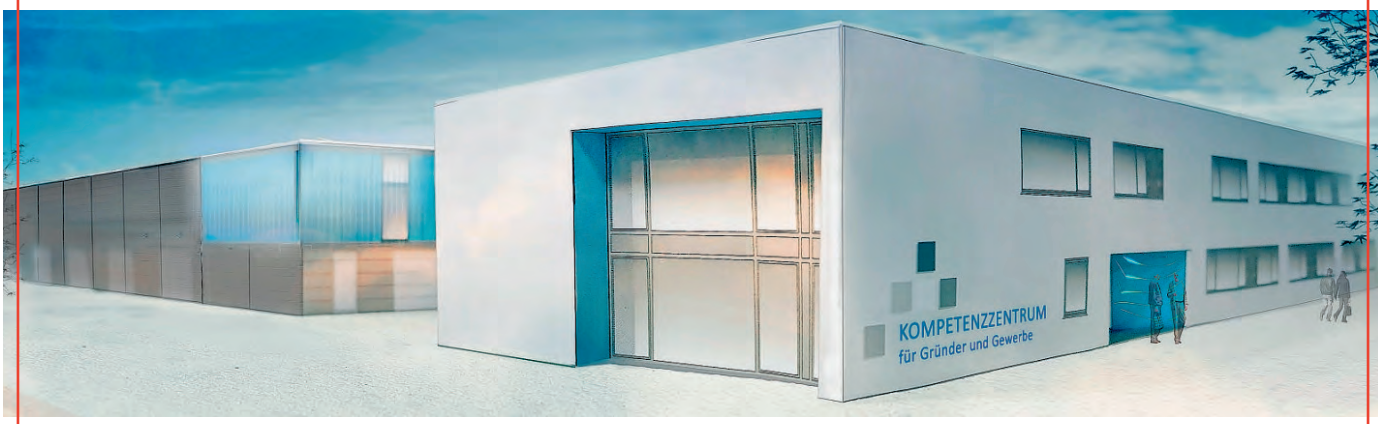
Ideenschmiede der Zukunft in Schwarze Pumpe

Ab Frühjahr 2020 kann das neue Kompetenzzentrum für Gründer und Gewerbe bezogen werden

Mit dem Kompetenzzentrum für Gründer und Gewerbe (KGG) schafft die ASG Spremberg GmbH wichtigen Nährboden für Start-ups. Direkt neben dem Industriepark Schwarze Pumpe mit 125 ansässigen Firmen und 5000 Industriearbeitsplätzen befindet sich das neue Gebäude mit Büros, Werkhalle, Veranstaltungsraum und mehr. Ab dem Frühjahr 2020 kann es bezogen werden. Die Vision: Gründer und Bestandsunternehmen sollen voneinander profitieren, indem sich Synergien zwischen den Gewerben bilden. Zusätzliche Unterstützung gibt es seitens der ASG Spremberg GmbH u.a. in Form von Projektmanagement, Förderung, Beratung und Standortmarketing. So entsteht ein Organismus aus verschiedenen Partnern, der stetig wächst und auf Veränderungen der Umwelt flexibel reagieren kann.

Ansprechpartnerin
Vermietung/ Vermarktung
Michaela Nuck
Tel.: 03564/ 37 23 042
E-Mail: m.nuck@asg-spremberg.de

Weitere Informationen finden Sie unter
www.asg-spremberg.de
www.industriepark.info
www.wirtschaftsraum-spremberg-spreetal.de



Kennen Sie schon die „Räuberleiter“?

Projekte zur Fachkräftegewinnung und -sicherung

Im Rahmen der **Aktion „Räuberleiter“** betreuen 21 ehrenamtlich tätige Mentoren Spremberger Schüler/-innen, die aus einem Umfeld stammen, in welchem sie nur unzulängliche Hilfe bei der Berufswahl erhalten. Ziel des Projekts ist es, ihnen die zahlreichen Möglichkeiten der Aus- und Weiterbildung darzulegen und sie darin zu unterstützen, ihre Berufswahl gemäß der eigenen Kompetenzen zu fällen.

Die **Koordinierungsstelle Spremberg für Rückkehrer und Neu-Spremberger** stellt aktuelle Informationen über das Leben und Arbeiten in Spremberg zur Verfügung. Sie vermittelt Kontakte bei der Suche nach Wohnungen, Jobs, Kitas, Schulen und der ärztlichen Versorgung. Mit der zuverlässigen Pflege der Website unterstützt sie die „Heeme fehlste Crew“.

Die **„Heeme fehlste Crew“**, eine Spremberger Initiative für Rückkehrer, Neu-Spremberger und Heimatverliebte organisiert u.a. regelmäßige Stammtische. Gemeinsam möchte die Crew neue Ideen und Aktionen erarbeiten, um zu zeigen, wie lebenswert die Stadt ist. Insbesondere Rückkehrern soll so die „Heimreise“ erleichtert werden.

ASG SPREMBERG GMBH

Folgen Sie uns gern auf den Social Media Kanälen
facebook.com/heemefehlste • instagram.com/heeme_fehlste www.heeme-fehlste.de

Zwei Monate vor der Ausreise: Für einen Moment ist das Familienglück mit Sohn Franz perfekt.

geliebt, deshalb war es dann auch egal.“ Sie gehen miteinander aus und finden in den Clubs und Bars der Berliner Jugendszene einen großen Freundeskreis.

Zwei Jahre später bekommt Peggy Zecha einen Studienplatz als Rehabilitationspädagogin und zieht nach Berlin-Hellersdorf um. Die erste gemeinsame Wohnung mit Thomas Zecha ist klein und spärlich eingerichtet. Peggy Zecha bezeichnet sie liebevoll als „Matratzenlager“, denn außer dem großen Doppelbett haben sie kaum etwas. Nur ein selbstgezimmertes Regal und Holzgartenstühle von der Mutter schmücken zusätzlich die Zimmer. Die Toilette ist ständig verstopft und im Winter eingefroren. Doch all das ist Peggy Zecha egal, sie liebt das Leben in Ost-Berlin. Nicht nur sind die Einkaufsmöglichkeiten gefühlt unbegrenzt, auch der politische Umbruch bahnt sich bereits an. „Man hat die Aufbruchstimmung definitiv gespürt. Vielleicht nicht ganz so stark wie in Leipzig oder Dresden mit den Montagsdemos. Aber wir hatten eine große Clubszene, wie das Haus der jungen Talente, wo man auch mal Tamara Danz auf dem Klo treffen konnte.“

Unter ständiger Beobachtung

Die Schattenseiten des DDR-Regimes sind für Peggy Zecha trotzdem ständig präsent. Nie fühlt sie sich wirklich frei. „In Berlin lief man immer Gefahr, dass man irgendetwas falsch macht. Wir wussten ja, dass es genügend Leute gab, die uns mit Argusaugen beobachteten. Allein unsere Blueser- und Tramperszene und mein kirchlicher Hintergrund waren für die Stasi ausreichende Indikatoren zur weiteren Verfolgung.“ Später wird Peggy Zecha in ihrer Frankfurter Stasi-Akte die Bestätigung dafür finden. Jetzt aber, im Jahr 1987, bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich mit der ständigen Beobachtung zu arrangieren. „Wir konnten auf dem Schwarzmarkt unsere Schallplatten von Bob Dylan, Pink Floyd oder Led Zeppelin eintauschen, irgendwie ging das.“ In ihren Lebensentscheidungen aber fühlt sich Peggy Zecha weiterhin massiv beschnitten. So darf sie zum Beispiel nur in das befreundete sozialistische Ausland reisen. Weiter weg will sie zwar sowieso nicht, „aber dass uns die Entscheidung abgenommen wurde, hat mich immens gestört“. Zerstreuung sucht sie daher immer wieder bei ihren Freund*innen, der Familie, ihrem Liebsten.

Doch von einem Tag auf den anderen ist plötzlich alles anders: „Tommy sagte auf einmal, dass wir uns trennen müssten.“ Warum, kann sich Peggy Zecha nicht erklären. Dann rückt Thomas Zecha mit der Sprache heraus: Sein Vater kam von einem kurzen Reiseaufenthalt in Westdeutschland nicht zurück. Er und seine Familie wissen nicht, weshalb. Der Staatssicherheitsdienst hält sie jedoch für Mitwisser und stellt Thomas Zecha vor die Wahl: Entweder er erklärt seinen Vater für tot oder aber er darf nicht studieren. Wenig später stellt er seinen Ausreiseantrag in den Westen. „Natürlich musste Tommy seinen Vater suchen. Es gab in der DDR keine Zukunft mehr für ihn. Er musste gehen“, wird der jungen Liebenden schnell klar. „In diesem Moment hab ich die DDR wirklich gehasst. Wir waren einfach der Willkür dieses Staates ausgeliefert.“

Unerwarteter Nachwuchs

Peggy Zecha will nicht loslassen. Zwei lange Jahre wartet sie mit Thomas Zecha auf seine Ausreisebestätigung. „Es war furchtbar. Ich konnte keine Pläne für die Zukunft schmieden.“ Die Gedankenmaschine kann sie nicht abschalten. Immer wieder stellt sie sich die eine Frage: „Was mache ich nur, wenn er weg ist?“ Die Antwort kommt: Peggy Zecha wird schwanger. Ungeplant, aber es gibt ihr Kraft. „Natürlich war das ein richtig schlechtes Timing, aber das war das Kind von dem Mann, den ich über alles liebe. Ich habe mich riesig gefreut.“ Während der Schwangerschaft verbietet sie sich, über Thomas Ausreise nachzudenken, bis sie im Frühling 1989 einen Sohn zur Welt bringt.

„In Berlin lief man immer Gefahr, dass man irgendetwas falsch macht.“

Tag der Ausreise

Nur wenige Wochen später kommt die Bestätigung. Thomas Zecha soll am Tränenpalast zur Ausreise erscheinen. Das Schlimmste für Peggy Zecha: Sie schafft es nicht mehr, sich von ihm zu verabschieden. „Ich hätte ihm sagen wollen, alles ist gut. Du brauchst dir keine Sorgen machen“, erzählt sie mit brüchiger Stimme. Vor allem die Angst, dass ihr Geliebter in der Fremde verzweifeln könnte, setzt ihr zu. „Ich hatte schließlich unser Kind, Tommy aber musste alles zurücklassen.“

Thomas Zecha kommt zunächst im westdeutschen Auffanglager in Gießen unter, bis er von dort aus seinen Vater in Frankfurt am Main findet. Nur durch spärliche Telefonanrufe können er und Peggy Zecha den Kontakt aufrechterhalten. Die Angst davor, abgehört zu werden, ist jedoch groß. „Ich hatte beim Amt nicht angegeben, dass Franz der

FOTO: PRIVAT

Sohn von Thomas ist. Mit einer potenziell angedichteten Alimente-Schuld hätte er nicht ausreisen dürfen, das wollte ich nicht riskieren. Wir mussten also sehr vorsichtig sein, worüber wir uns unterhielten.“ Sehen können sie sich während dieser Zeit nie.

Fünf Monate später, am 9. November 1989, klingelte plötzlich das Telefon: „Hey Peggy, hast du schon gehört? Bist du schon bei Tommy?“, rief Bruder Ole seiner Schwester gerade noch so durch den Telefonhörer zu, dann wurde die Leitung unterbrochen. Die von Schmerzen geplagte Peggy Zecha verstand die Welt nicht mehr. Erst, als die Mutter den Fernseher einschaltete und beide Frauen ganz erstaunt unzählige Wartburgs und Trabis durch den Checkpoint Charlie fahren sahen, wurde Peggy Zecha allmählich bewusst: Die Mauer war offen. „Ich war total überwältigt und hab sofort versucht, Tommy zu erreichen.“ Ohne Erfolg, denn alle Leitungen waren überlastet.

„Es gab in der DDR keine Zukunft mehr für ihn. Er musste gehen.“

Zur selben Zeit war Thomas Zecha schon auf dem Weg zur Grenze. „Während alle anderen nach West-Berlin drängten, stand er an der Mauer und wollte als einziger in den Osten zurück.“ Doch erst zwei Tage später konnten sie sich endlich wiedersehen. Seitdem ist das Paar unzertrennlich. Auf die Heirat 1991 folgten zwei weitere Kinder, Charlie und Lili. Heute lebt die Familie in einem Einfamilienhaus in Frankfurt (Oder). Peggy Zecha ist glücklich und noch immer unsterblich verliebt: „Ich hatte die Hoffnung nie verloren, nie. Ich wusste, alles wird gut. Auch wenn ich nur eine von tausend Geschichten bin: Ich weiß, dass die Mauer nur für mich gefallen ist.“

FOTO: CHRISTINA SLEZIONA

Bilder der Vergangenheit: Peggy Zecha erzählt ihrem Sohn Charlie immer wieder gern, wie sie und ihr Mann in der DDR gelebt haben.